Rem. IV.
2456
·1·

Rem. IV 2456/1

<36611161340016
<36611161340016
Bayer. Staatsbibliothek

Libr.
erot.
2456

Rem. IV 2456 (1

[Siedi]

Die
schöne Diana,
Berlins
erstes öffentliches
Mädchen.

(1.)

Berlin, 1794.
Bei Christian Gottfried Schöne.

221 B

Motto.

Was geht mein grauer Rock euch an!
Ich bin drum auch ein Ehrenmann!
Was unterm grauen Rock hier sitzt,
Das habt ihr Herrn wohl lang verschwitzt
In eurem stolzen Sammetpelz:
Gefühl der Demuth ist der Fels,
Auf dem sich's sicher ruhen läßt;
Das glaubt ihr Herrn von Ehrenfest!

Der Mann im grauen Rocke.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Dedikation

an

ein liebes Publikum.

Liebes Publikum,

Kurzweg, weißt Du, nenn' ich immer meine Leute; denn ich denke, was sie sind, wissen sie selbst am besten; meinethalben magst Du, liebes Publikum, nun Hochgeboren oder Hochwohlgeboren, Wohlgeboren oder Hochedelgeboren, Hochwürden oder

Wohlwürden seyn, darum zankt Ihr euch allein — ich nenne Dich liebes Publikum, und mein Bückling, den ich hier dazu mache, ist ohngefähr so, wie der Herrn Geistlichen Kanzelbückling, den sie grade vor sich hin machen, und der allen, links und rechts, und hinter sich gilt.

Laß Dir, liebes Publikum, dieses Büchlein empfohlen seyn, und kauf' es hübsch fleißig; sei aber zuvor so gütig, und lies der Herrn Recensenten, besonders derer in der Litteratur-Zeitung, Urtheil darüber, damit Du gleich voraus weißt, wes Geistes Kind mein Buch ist, und was Du davon zu halten hast.

Willst Du dann, wie Du bisher bei meinen Büchern gethan hast, es bei diesem wieder machen und lieber selbst prüfen und selbst lesen, als andern nachsprechen, so hab' ich auch nichts dawider und muß mir's gefallen lassen.

So trocken ich auch bei diesen Worten gern aussehn möchte, so steigt mir doch, ich mag's zurückzwingen wie ich will, ein kleines Lächeln dabei auf, das wohl gar die Recensenten Schadenfreude und falschen Dünkel nennen könnten, das aber bloß eine kleine Dankbarkeit gegen das liebe Publikum ist, das sich an Recensenten nicht kehrt, und meine Sachen immer recht freundlich aufgenom-

men hat — die Recensenten müssen also wohl nicht immer die Wahrheit sagen.

Empfiehlt sich zur ferneren Gunst

Berlin, im Sommer 1794.

der Verfasser.

Dedikation
an die Recensenten
freimüthigst
vom
Verfasser.

Meine Herrn Recensenten!

Bin deutsch und gradeweg, müßt mir's nicht übel nehmen; hab' ein Wörtchen auf dem Herzen an Euch, und das muß heraus.

Möchte wohl wissen, was Ihr eigentlich für ein Recht haben könnt, den guten Namen anderer zu verunglimpfen und ihr Verdienst zu schmälern; das ist doch wirklich nicht recht. Waren nicht sehr viele

Eurer bisherigen Recensionen bloße Pasquille, die mehr auf die Person des Verfassers, als auf seine Schriften loszogen? Merkt Ihr nun gar, daß jemand für's Brod schreibt, dann ist's um ihn gethan, dann glaubt Ihr, ihm nicht die geringste Gerechtigkeit mehr wiederfahren lassen zu müssen; das ist ja ganz inkonsequent gehandelt.

Als wenn Ihr nicht für's Brod schriebt! Macht uns nichts weis, wir wissen es sehr wohl, daß Ihr dafür bezahlt werdet, und Euer gutes Einkommen habt, und daß Eifer für die Bildung und Vervollkommnung, die Ihr dabei bezwecken solltet, das letzte, und bei manchen gar nicht Stattfindende Motiv sei.

Das

Das kommt mir nicht gut vor; Bildung und Vervollkommnung würdet Ihr auch befördern, wenn Ihr das Schöne in den Schriften, in den Werken der Kunst und des Geschmacks zergliedertet, Verletzungen der Regeln deutlich und gründlich zeigtet, Euch des besudelnden Tadelns ganz enthieltet, und von denen Büchern lieber gar nicht Notiz nähmet, die zu gar nichts nütz sind.

Wenn des einen Kaufmanns Waare nicht so gut ist, als der andern ihre — was geht's den andern an, es ist ja sein eigner Schade! Ihr werdet mir doch wohl nicht einbilden wollen, daß die andern nun ein Recht hätten, und daß ihnen das eine Obrigkeit gut heiße, jener Waare ganz zu be-

schim-

schimpfen und allen Leuten zuzurufen: kauft ihm nichts ab — es taugt nichts.

Ein jeder ernähre sich so gut er kann, wenn er nur nicht gegen die Gesetze handelt, das ist mein Grundsatz und Ihr werdet mir's nicht anders lehren, und kein Anderer hat Recht, ihm seine Sachen schlecht zu machen.

Diejenigen unter Euch sind wirklich schlechte Menschen, und verdienen nicht, daß man ihnen einmal zutrinkt, die anderer Leute guten Namen zu nicht machen, weil sie nicht nach ihrer Pfeife tanzen wollen oder so klug sind, als sie selbst scheinen wollen.

Vorrede.

Gütige Leser und Leserinnen,

Der Mann im grauen Rocke, der hier vor euch steht, ist der Verfasser der Raritäten von Berlin und mehrerer anderer Schriften, die ihr wohl aufgenommen habt, und der bald unter diesem, bald unter dem Namen: Hans Kaspar Kreideweis, je nachdem es der Charakter seines Buchs mit sich bringt, erscheinen wird. Wenn der gewählte Name den Charakter des Verfassers mitunter bezeichnen soll, so wünscht ich lieber für die Zukunft, und wenn ich meinen wahren Namen nicht nennen will, der Mann im grauen Rocke zu heißen, und ich möchte, daß ihr euch dann in mir einen Mann vorstelltet, der

schlecht

schlecht und recht einherginge, ein Freund der Einfachheit und Reinheit wäre, mitunter etwas zu melancholischer Schwärmerei und zu einer, hin und wieder, absonderlichen Denk- und Vorstellungsart sich hinneigte. Und diesen Namen würd' ich dann am liebsten vor die Schriften setzen, die ich nach meinem eignen Geschmacke schriebe. Da ich aber auch fürs Brod schreibe, und dies für meine Ehre halte, weil sich ein jeder redlich und ehrlich ernähren soll, so muß ich auch manches auf anderer Spekulation schreiben, und da will ich denn lieber Kreideweis heißen.

Die

Bayerische Staatsbibliothek München

Diana.

Die schöne Diana war die jüngste Tochter eines Unterförsters in einer kleinen Grafschaft. Ihr Haus stand mitten im Walde, umrauscht von feierlichen alten Eichen und umsäuselt von weißstämmigen, schlanken Birken. Daß hier Nachtigallen sangen, und Reh und schwarz Wildprett sich hüpfend begegneten, hört man schon an der Beschreibung des Terrains.

Mitten in der Natur war Diana erzogen, die liebste Tochter ihres Vaters, ein blühendes, schönes Mädchen.

Ein brennendes, braunes Auge funkelte und blitzte unter ihrer weißen, schönen Stirne hervor, und alle übrigen anmuthigen Züge vereinigten sich damit, und bildeten das schönste, anziehendste Gesicht, das man sehen konnte.

Sie war eben so sehr der Liebling ihres Vaters, als ihrer seligen Mutter, die sie vor vier Jahren durch den Tod verloren hatte, und sie wurde wegen ihrer liebenswürdigen Heiterkeit und Lebhaftigkeit

auch von ihren Geschwistern, einer Schwester und einem jüngern Bruder, sehr geliebt.

In dieser erstaunlichen, immer regen, immer gleichen Lebhaftigkeit war sie ganz ihrem Vater gleich.

Er war ein guter, biederer Mann, hatte sein Herz immer auf der Zunge und konnte nicht einen Augenblick still sitzen; immer mußte er sich etwas zu thun machen. War er nicht auf der Jagd, so besserte er seine Geräthschaften aus, machte eines und das andere für die Wirthschaft, säete, pflanzte, schliff Messer, haute Holz, strickte Netze, Jagdtaschen, drehte Pulverhörner, beizte Schwarzdornstöcke, erfand neue Fallen und Schlingen für die Raubthiere — kurz, er mußte immer etwas zu thun haben, sonst war er nicht glücklich.

Diana war ganz sein Ebenbild; sie konnte nicht einen Augenblick still sitzen, ohne sich zu beschäftigen, und gäb' es nicht so viel Gutes und Nützliches überall zu thun, sie hätte Böses thun, sie hätte Schaden anrichten müssen, um nur beschäftigt seyn zu können.

Aber die Wirthschaft gab dem guten Mädchen so viel zu thun, daß sie nicht Zeit und Gelegenheit hatte, auf unnütze Dinge zu sinnen.

So

So wuchs sie wie ein gesunder, blühender Baum empor, und Kraft und Leben war das Gepräge und der Ausdruck ihres Körpers.

Kränkelnde Städterinnen! Seht hier die blühende Stärke, die volle schöne Gesundheit! Bewegung und stete Beschäftigung ist die Mutter dieser Schönheiten! In Dianens Herz kann keine Leidenschaft wurzeln; sie läßt ihr nicht Zeit, sie brütet nicht wie ihr darauf; sie sucht und findet überall Arbeit, und da wird ihr Blut nicht dick und träge und schlammigt, und kann das Laster daher nicht ernähren. O sucht euch doch auch immer so viel als möglich zu beschäftigen, damit die Phantasie nicht zu glühend und zu mächtig in euch werde, und eure Seele und euren Körper verderbe; denn nichts schwächt den Körper und die Seele mehr, als das Nachhängen gewisser Bilder und Ideen, die bei ihrer Vorstellung eben so sehr, und noch mehr, als bei ihrer Ausführung, Kraft- und Markverzehrend sind. Ach, und wohl dem, wer es kann, wer sich in freier Luft beschäftigt! Gesundheit, das edelste Gut, ist seine getreue Freudenschöpferinn; sie macht ihm die Erde zum Himmel!

Diesen Himmel hatte Diana; darum war sie auch immer heiter, und ließ sich keine Noth sehr zu

Herzen gehn; denn sie war nur arm; aber wer zufrieden ist, ist reich.

Hüpfend, wie das munterste Lamm in der Heerde, that sie ihr Tagewerk, und dann schlief sie so süß und erquickend darnach, daß der Morgen das fröhlichste Mädchen in Dianen sah.

Sie war itzt funfzehn Jahr, und stand in voller Blüte; ihr Herz war rein und schuldlos, wie das Herz eines Engels.

Um diese Zeit beschloß ihr Vater, eine kleine Reise zu thun, um seinen alten Vater, der sich so sehr nach ihm sehnte, und 11 Meilen von ihm entfernt lebte, noch einmal zu sehen; er hatte Urlaub dazu erhalten, und sein Sohn, der bei ihm die Jägerei erlernt hatte, konnte indeß die Wirthschaft und das liebe Waldwesen für ihn versehn.

Der Vater reiste ab; Diana begleitete ihn eine halbe Meile weit und konnte nicht loskommen vom Halse des Vaters, und lief dann in vollem Gallop, um nichts in der Wirthschaft zu versäumen, wieder zu Hause.

Dianens Bruder, der junge Jäger, war nicht so ein guter, unbefangner Mensch, als Diana; er hatte dem Vater schon viele Sorgen und beinahe graue Haare gemacht; denn er war von zwei Professionisten, zu denen ihn der Vater, ein Handwerk

zu lernen, gebracht hatte, fortgelaufen, und hatte seine Gesundheit durch Liederlichkeit verdorben.

So sehr ihn nun auch der Vater zeither in Zucht gehalten hatte, so hatte er doch noch immer heimlichen Anhang von diesen und jenen liederlichen Buben aus der Stadt, und mit diesen einmal recht wieder sein Wesen zu treiben, fand sich itzt eine gute Gelegenheit.

Kaum war der Vater daher einen Tag fort, so besuchte ihn schon einer aus dem nahen Städtchen, der ihm ein Buch mitbrachte, worüber sie sich recht heimlich freuten und was sie mit großen Augen ansahen.

Diana trat unbefangen hin und wollte es sehn; aber man wies sie ab mit den Worten: dazu ist sie noch viel zu jung.

Diana ging und lachte und hielt es für Schäkerei und für Bestrafung ihrer Neugierde; denn davon hatte sie eine große Portion bekommen.

Die beiden lockern Vögel gingen hierauf mit dem Buche nach der Gartenlaube und Diana hatte weiter nichts arges daraus, beschloß aber doch, sich alle Mühe zu geben, das Buch einmal zu erwischen, damit sie doch nicht ihren Willen hätten, ihr etwas verhelen zu können.

Gute Diana! Neugierde hat manchem Mädchen schon geschadet, hüte dich! Diana that nach wie vor ihre Geschäfte, konnte sich aber doch nicht erwehren, zuweilen an die Gartenthür zu treten, um zu sehen, ob ihr Bruder noch in dem Buche läse.

Seit zwei Stunden hatte sie ungefähr sechsmal zugesehn; sie ging itzt zum siebentenmale hin; denn es ärgerte sie mitunter auch ein wenig, daß er so unbrüderlich gegen sie handelte und ihr das Buch nicht mittheilen wollte; sie möchte sogern einmal wieder eine Geschichte lesen; nun ist's ja wohl schon einige Jahre her, daß sie keine Geschichte gelesen hat; seit der Zeit hat ihr Vater niemals aus der Stadt ein Buch mitgebracht; sie hatte gar nichts zu lesen, und sie las doch sogern.

Hatte sie denn keine Bibel, frägt hier mancher in Gott lebende Christ.

Nein! die sahe man im ganzen Hause nicht.

Also war der Vater wohl gar ein Freigeist?

Das war er nicht; aber er gab seinen Kindern die Bibel nicht zu lesen.

Dann ist er auch ein Freigeist!

Das war er nicht, ich wiederhol' es; denn er war ein redlicher Mann und hütete sich, seinen Nächsten zu beleidigen, und war ein redlicher Vater,

der's

der's mit seinen Kindern gut meint und ihnen keinen Fehler zu gute hält; sie durften ihm nichts Böses von andern wiedersagen, dadurch gewöhnten sie sich nicht an die Verläumdung; diese hielt er für den verderblichsten Fehler; auch durften sie nicht fluchen und schwören; er sagte dann immer, es sei unanständig und unsinnig, und unsinnige Worte, wobei man kein richtiges Verständniß sieht, müsse man eben so wenig sprechen, als böse, lügenhafte Worte.

Warum gab er ihnen denn aber die Bibel nicht zu lesen?

Weil er sie für schädlich hielt.

Wie, die Bibel, das göttlichste Buch für schädlich?

Ja, einige Stellen daraus liest er ihnen vor.

Warum nur einige?

Weil manche zu dunkel und unverständlich sind, und weil er sie selbst nicht versteht — und dann kann's auch den Kindern nichts nützen, meint er.

Die Geschichten darin sind doch aber alle deutlich.

Sie sind aber nicht alle unschädlich, sagt er, weil sie zu viel auf die Einbildungskraft meiner Kinder wirken und sie früher mit gewissen Dingen und ihrem Wesen bekannt machen, als nöthig ist

 und

und als es die Schamhaftigkeit und Ehrbarkeit erlaubte.

So dachte Dianens Vater, und seiner Tochter ging's daher nicht, wie so vielen Jünglingen und Mädchen, die unsre Tissots von einem gewissen Laster abschrecken zu müssen glaubten, das sehr viele durch dieses zu viele und genaue Beschreiben nun erst kennen lernten, und worauf bei Tausenden, Neugierde, Reiz und Versuchlust folgte, und das Laster selbst sich einschlich, und nachher weiter um sich fraß, als vorher.

Zurück zur Erzählung!

Diana ging also itzt zum siebentenmale nach der Gartenthüre, um zu lauschen, ob sie noch lasen, und fragte sich mit jedem Schritte neugierig, was das wohl für ein Buch seyn möchte und dachte, es müsse ein sehr unterhaltendes, gutes Buch seyn.

Da saß Niemand mehr in der Laube.

Husch, hüpfte sie nun in den Garten hinein — vielleicht hatten sie das Buch liegen lassen — es war nicht da.

Oder ob sie's etwa wo versteckt haben? — Dort sieht die Erde so frisch aufgewühlt aus; sicher haben sie's da eingescharrt.

Sie sucht sich einen Spaten und gräbt nach — wenn sie nur Niemand dabei stöhrt — sicher ist's hier!

Sie gräbt überall umher; — aber umsonst.

Noch nie hat sie die Neugierde so geplagt.

Da klingt eben die Gartenthür — wenn das ihr Bruder wäre — es ist ihre Schwester.

Was bist Du so bestürzt?

Ich? — ich? bestürzt?

Ja, Du siehst ja feuerroth aus!

Ich suchte hier etwas, und habe mich sehr gebückt.

Und da ist Dir's Blut in den Kopf geschossen, weißt Du, da kannst du tüchtige Kopfschmerzen bekommen; Du hast gewiß wieder heimlich einen Zitronenkern gepflanzt?

Ja!

Aber was bist du denn so schüchtern?

Ich? — je nein! ich suchte etwas.

Darf ich nicht wissen, was? (er sucht auch.)

(Dianen wird bang, wir werden nachher genauer erfahren, warum?)

O laß das Suchen, Du findest sie doch nicht — es war meine neue englische Stricknadel.

Hier liegen sie ja alle beim Strickzeuge.

Ach, so hab' ich mich versehn.

Itzt eben ist Pfarrers Friederike gekommen und wollte den Vater auf die Pfarre bitten, sie hat ihren Bruder los gekriegt von den Werbern.

O erzähle mir, wie das zuging?

Sie ist hingegangen zu unserm Herrn und hat ihn gebeten, er hat aber nicht gewollt; darauf ist aber eine sehr schöne, freundliche Dame gekommen — nun komm herein, sie soll's Dir selbst erzählen.

Sie gehn herein.

Diane möchte lieber das Buch suchen; denn warum ist des Pfarrers Ferdinand so ein liederlicher Junge und treibt sich auf der Grenze in den Wirthshäusern bei den Werbern umher? Er sollte das nicht thun, dann würd' er nicht angefochten.

Sie traten itzt in die Stube zu Pfarrers Friederiken.

Also Dein Bruder ist los?

Friederike.

Ja, ach der Junge macht dem Vater viele Noth — höre nur, da komm ich Dir zu unserm Herrn und bringe meine Sache an; aber das wollte nicht helfen.

Diana.

Nun, meine Schwester sagte mir von einer schönen Dame, die da gekommen wäre.

Friederike.

Das sich Gott erbarm', eine Frau war's nicht — eine Maitresse!

Diana.

Diana.

Wer ist das?

Friederike.

Je nun, wie sie heißt, das weiß ich nicht.

Diana.

Du sagtest es ja eben.

Friederike.

Nein, den Namen nicht; ich sagte ja nur, was sie ist — Maitresse.

Diana.

Nun, also Madam Maitresse?

Friederike.

Nein! So versteh doch, weißt Du denn noch nicht, was Maitresse ist?

Diana.

Ich frage Dich ja eben darum.

Friederike (lautlachend.)

O wie dumm! Nun, siehst Du, das ist unserm Herrn seine Frau und ist's auch nicht; denn getraut sind sie beide nicht; aber sie schlafen doch bei einander.

Diana.

Das ist aber unrecht; sie müssen ja getraut seyn — das ist sehr unrecht!

Frie-

Friederike.

Ja, was Unrecht! Es ist vieles Unrecht — man thut's doch! Nun höre nur weiter.

Diana.

Nein, Du mußt mir erst sagen, ob denn unser Herr das nicht weiß, daß das Unrecht ist.

Friederike.

Ei, das weiß er wohl; aber er kehrt sich nicht daran.

Diana.

So dürften sich ja andere Leute auch nicht daran kehren.

Friederike.

Das thun sie auch nicht — es ist auch keinem verboten, es eben so zu machen.

Diana.

O das müssen böse Menschen seyn!

Friederike.

Nein, es sind oft sehr gute, das hab ich neulich noch gelesen — und so war das schöne Frauenzimmer auch — höre nur.

Diana.

Also, schön war sie?

Friederike.

Ja wohl, heßliche wird er sich nicht nehmen.

Diana.

Warum denn nicht? Es haben ja doch so viel Männer heßliche Frauen!

Friederike.

Ach, frag' ihn selbst — Du frägst zu viel — höre doch nur, wie mich nun unser Herr abwies und sagte: er könne nichts dazu thun; er hätte doch so viel Ausgaben — da trat gerade das schöne, junge Frauenzimmer herein — ach, hört Kinder, sie war euch angezogen, wie ein Pfau, und blitzte wie lauter Karfunkel; sie sah mich freundlich an.

Diana.

Aber wie kann sie denn freundlich aussehn, wenn sie böse handelt und mit unserm Herrn doch nicht getraut ist.

Friederike.

Ach Du bist eine Närrinn! So abergläubisch ist sie nicht, wie Du, so ängstlich ist sie nicht — höre doch nur weiter und unterbrich mich nicht immer — wie nun die schöne Person mich so freundlich ansahe und unsern Herrn fragte: was ich wollte, da bekam ich Muth, ich ging zu ihr und küßt' ihr die Hand und bat sie, ein gütiges Fürwort zu sprechen.

Diana.

Nun, was that sie?

Frie-

Friederike.

Hab doch nur Geduld; sie drückte mir die Hand und sprach: was ich dazu thun kann, recht gern.

Diana.

Das war sehr brav — nun bin ich ihr gut.

Friederike.

Nun ging sie zu unserm Herrn und that ihm sehr freundlich.

Diana.

Und er?

Friederike.

Schüttelte mit dem Kopfe.

Diana.

O Pfui! Das war heßlich.

Friederike.

Nach einer kleinen Weile sagt' er dann — wie viel wollen denn die Werber zur Auslösung Ihres Bruders haben? — ich antwortete, wie's wahr ist, 200 Rthlr., denn mein Bruder ist groß und schön. Ich kann nicht, sagte unser Herr — so gern ich auch wollte; nun da weint' ich — das rührte das schöne Frauenzimmer — da trat sie zu ihm hin und sagte: ja thun Sie's! Ziehn Sie's mir an meinem Jährlichen ab.

Diana.

Ach das war himmlisch; nun bin ich ihr recht gut.

Frie-

Friederike.

Und darauf sagte unser Hrrr gleich: ja, und hat den Werbern das Geld gezahlt.

Diana.

O, unser Landesherr ist ein lieber, schöner Herr.

Friederike.

Schade nur, daß Dein Vater nicht da ist, mein Väterchen will ihm nun gern alles umständlich erzählen; mein Bruder ist auch schon heute früh zurückgekommen, er wird nun wohl aus Schaden klug geworden seyn; wer weiß, wozu es gut ist.

Itzt hüpfte Pfarrers Friederike davon und Diana war voll von Freude über den guten Herrn und die wohlthätige, uneigennützige Maitresse. Wenn das solche gute Geschöpfe sind, dachte sie, dann kann der Herr wohl mit ihnen umgehn, das verdenk' ich ihm nicht.

Ei, ei, Jungfer Dianchen dachte wirklich etwas zu übereilt, wirft hier manche Dame ein, die ihre keusche Nase rümpft, Gleichgültigkeit gegen dies Laster ist schon der erste Schritt selbst auf die Lasterbahn.

Die keusche Dame hat Recht; aber Jungfer Dianchen hatte auch nicht Unrecht; nun nimmt sie

sich

sich vor, gleich wieder in den Garten zu gehn und nach dem Buche zu suchen.

Sie wußte selbst nicht, was sie so sehr an dieses Buch zog — wer weiß auch, ob es nicht eins von den schlechten, verderblichen Büchern ist, vor denen man sich hüten müsse, wie ihr Vater immer sagte — davon will sie sich indeß doch erst überzeugen.

Und itzt hüpfte sie wieder in den Garten hinein — wenn nur der Bruder nicht! — sie sucht noch hin und wieder — halt, da haben sie's hinter ein Brett gesteckt.

Mit schlagendem Herzen nimmt sie's herunter, eröffnet es — es hat keinen Titel — er ist ausgerissen, gleichsam, als ob es sich schämte, sich von einem rechtschaffenen Menschen kennen zu lassen.

Sie blätterte es auf — da war ein Kupferstich — und lauter nakte Menschen waren darauf abgebildet — pfui! sprach sie, und warf es weg.

Das Buch lag nun da auf der Erde; gewiß war's eins von den anstößigen, schlechten Büchern, sie kann es nicht wieder aufnehmen — was kümmert sie's, mag es liegen bleiben.

Aber, wenn ihr Bruder nun kommt — und er merkt's, daß sie's gesehn hat — sie will's lieber wieder dahin stecken, wo sie's fand.

Mit

Mit einer Miene, die beinahe an Mitleiden grenzte, als ob sie das Buch bedauerte, daß es von ihr nicht gelesen werden dürfte, nahm sie es von der Erde auf — und um doch dem Buche nicht Unrecht zu thun, will sie's lieber noch einmal ansehn — das bloße Ansehn wird ja nicht schaden.

Sie nimmt es wirklich auf, sieht herein und verweilt länger mit dem Blicke; sie will's wieder wegwerfen; aber sie hält's fest und liest sogar einige Seiten.

Ehe wir weiter erzählen, was Diana that, melden wir, daß es eins von den schmutzigen Büchern war, welche die Sünden der Unzucht in den wollüstigsten und unnatürlichsten Abbildungen schildern. Dieses Buch hatte nun noch außerdem das Gefährliche, daß es diese Schamhaftigkeiten und Schändlichkeiten sehr vertheidigte und mit elenden Sophistereien diesem Laster das Wort sprach.

Ein Mädchen war freilich eben so wenig, als ein unbedachtsamer Jüngling im Stande, das Unrichtige in diesen faden Raisonnements und in diesen schlüpfrigen Schlüssen sogleich einzusehn, und wenn sich, wie gewöhnlich, das Blut des Lesenden damit komplottirt, dann hat das Buch gewonnen Spiel.

So war's beinahe itzt mit Dianen.

Bloß aus Neugierde blätterte sie in dem Buch und las hin und wieder ein Blatt — und sie warf es nicht wieder weg — es ließ sich nicht übel lesen — meinte sie, ob es gleich dummes Zeug sei, sie brauche sich ja davon nichts anzunehmen.

Je mehr sie las, je mehr behagte das Buch.

Es kam ihr wirklich beinahe vor, als ob ihr Vater zu ängstlich dachte — das Buch kann ihr ja doch weiter nicht schaden — sie hat ja das Thun und Lassen, und lesen kann man ja wohl so etwas.

Sie las itzt mit sichtbarem Vergnügen weiter und der Blick wurde immer brennender, die Röthe des Gesichts immer höher, der Busen wallte immer ungestümer.

Ein paarmal zitterte die Hand, die das Buch hielt — wenn nun der Bruder käme, dachte sie, und sie las schneller, schlug aber das Blatt nicht um, las immer fort und blieb doch immer auf einer Seite. Da mußte etwas sehr merkwürdiges stehn; sie las sich nicht satt daran.

Sie athmete itzt tief herauf, legte die Hand an den Kopf, als wenn sie nachdächte — sie sah starr auf die Erde. Eine Kröte sprang dicht an ihren Fuß hin, sie sah es nicht, ob sie sich gleich sonst erstaunlich vor diesem Thiere fürchtete; ein Schmetterling setzte sich auf ihren Arm — sie merkt' es nicht.

Plötz-

Plötzlich fuhr itzt, bei Erblickung eines sehr schmutzigen Kupferstichs, der Gedanke in ihre Seele: wenn das der Vater wüßte — wenn er itzt so hereinträte! Ein Fieberschauer durchfuhr sie dabei — unwillkührlich schlägt sie das Buch zu, geht leise auf den Zehen, als ob sie verrathen zu werden fürchtete, steckte das Buch wieder unter ein Brett der Laube und geht in die Stube.

Sie ist kaum einige Minuten in der Stube, so kommt ihr Bruder mit seinen Kameraden zurück und tritt schlaulächelnd herein.

Er ruft itzt Dianchen zu sich und flüstert ihr ins Ohr: gesteh' es nur, loses Mädchen, hast Du nicht das Buch im Garten in Händen gehabt?

Nein!

Lüge nur nicht, ich weiß es doch —

Nein! — — Was denn für ein Buch?

Als wenn Du's nicht wüßtest.

Ich weiß von nichts.

Je Du bist ja auch darin abgemalt.

Ich weiß nicht, was Du willst.

Deine ganze Röthe beweist es ja — was schadet's denn auch?

Ich habe kein Buch gesehn.

Nun gut, es schadet ja auch nicht — es hätte ja auch nichts zu sagen, Du hast Menschen gesehn

und hast sie als Menschen handeln sehn.' Es ist nicht alles so, wie die Alten sagen — die haben das Leben genossen, aber die Jungen sollen einsitzen, wie die Dachse, nicht wahr, Du da, Brüderchen?

Ja wohl, Brüderchen: Nein! das Leben genießen, ist besser!

Nun sage mir, Schwester, wie haben Dir die hübschen Kupfer gefallen?

Ich weiß nicht, was Du willst — laß mich!

Nein, nicht eher, als bis Du aufhörst zu lügen.

Wenn ich's denn nun auch gesehn hätte, ich würde doch die Kupfer nicht angesehn haben.

Siehst Du, da bist Du ertappt, Demoisell; also weißt Du doch, daß Kupfer darinn sind, die Du nicht ansehn darfst — Ha, verrathen, verrathen!

Nein! Nein! Du machst mich ganz irre, ich habe nichts gesehn.

Es lag aber doch auf einem ganz andern Orte, als wohin ich's gelegt hatte.

Nein!

Nein? Da verräthst Du Dich ja schon wieder, Du weißt doch also, daß es ungefähr da gelegen hat.

Geh, Du bist nicht klug!

Was hilft doch das Läugnen, es thut ja nichts — wir sind alle Menschen, und ich werde mich nicht mehr an die Reden des Vaters kehren.

Nun adieu, Schwester! Nun gehts nach der Stadt, wir wollen das heute noch wirklich ausüben, was dort abgebildet stand.

Diana weinte vor Ungeduld über den heßlichen Bruder, der sie so beleidigt hatte, sie will nicht so schändlich handeln, als er.

Sie war voll tiefer Reue, daß sie das Buch nur eines Blicks gewürdigt hätte.

Zum erstenmal in ihrem Leben war itzt Diana recht im Ernst mit sich unzufrieden; sie machte den ganzen Tag kein freundliches Gesicht mehr, und es war Aussicht da, daß sie die ganze Nacht vor Unruhe nicht schlafen würde.

Der Abend kam; die dummen, heßlichen Gestalten, die sie da in dem Buche gesehn hatte, gaukelten noch immer vor ihrer Phantasie her.

Sie war selbst ärgerlich darüber, und doch ließen ihr die Bilder keine Ruhe.

Sie legte sich zu Bette; aber kein Schlaf wollte sie besuchen. Das Buch lag vor ihrer Seele mit allen seinen schlüpfrigen Bildern: es stand vor ihren Augen, wenn sie sie auch fest zukniff.

Sollte dein Vater wirklich Unrecht haben? so sprach eine Stimme im Herzen; eine andere antwortete: gewiß nicht! — doch vielleicht.

Aber was hätt' er davon, daß er's mir verbietet, solche Bücher zu lesen, wenn sie nicht wirklich schädlich wären.

Der Vater ist zu ängstlich, er stellt sich seine Tochter schwächer vor, als sie ist, sie wird sich gewiß nicht verführen lassen.

Er traut auch wirklich seinen Kindern zu wenig Standhaftigkeit zu; freilich bei dem Bruder hat er nicht Unrecht; aber bei uns Mädchen — —

Wie, wenn die Maitresse so ein Geschöpf wäre, als ich sie in dem Buche abgebildet gesehn hätte — ja, das wäre freilich nicht gut; aber wenn sie so edel handeln kann und mit dem ihrigen, einen armen, leichtsinnigen Menschen aus dem Elend erlöst — ach, das ist doch auch so unaussprechlich schön, daß man ihr viel andre Fehler vergeben könnte.

Nun erst versteht sie es, warum Pastors Ferdinand immer hat mit ihr allein seyn wollen — das war sehr schlecht, und sie wird ihm darüber tüchtig die Wahrheit sagen.

Und Unrecht ist's gewiß — sonst wär ihr Vater nicht so dagegen! Nun will sie auch einschlafen —

sie will gar nicht mehr an das Buch denken — und wenn's auch nicht Unrecht wäre, ihr Vater hat doch einmal verboten, sie soll nichts lesen, was sie nicht zuvor ihm gezeigt habe.

Ich sei auch darin abgebildet, sagte mein Bruder? — —

Itzt drückte Diana die Augen zu und wollte nichts mehr sehen, hören und denken; doch der letzte Gedanke war der gefährlichste für ihre bisherige Unbefangenheit.

Man kann es dem Leser selbst nicht recht deutlich sagen, warum grade jener Gedanke sie so unruhig machte; genug, ein jeder gehe in seine eignen Gefühle zurück und bemerke hiebei, daß sich in Dianens Seele itzt eine Menge Nebenideen an einander reihten, wovon die eine immer der andern zu Hülfe kam und eine immer mehr die andere ins Licht setzte.

Diana war ein Mädchen und hatte Mädchentriebe und Gefühle, und als ein solches, verwechselte sie sich itzt mit jenen — wenigstens merkte sie, daß sie jener ihrem Körper doch nicht unähnlich war.

Wenn wir nicht zweideutig seyn wollen, können wir dies nicht weiter erklären; kurz, dieser Ge-

danke hatte viel vergiftendes und schädliches für ihre Seele.

Sie warf sich unruhig im Bette umher; sie dachte itzt an den Werbeoffizier, der sie neulich so freundlich angeredet und ihr die Hand gedrückt hatte, und es war ihr itzt lieb, daß er so artig gegen sie gehandelt hatte.

Itzt fiel ihr ein, daß die Mädchen, die beim Herrn wären, wohl viel Geld haben möchten, und alle die schönen Kleider und Aufsätze und goldnen Uhren und silbernen Schnallen und Ringe, die diese schönen Mädchen haben, spiegelten sich itzt vor ihr — freilich das war recht schön; — aber sie sind doch nicht rechtmäßig erworben — pfui! sie will sie nicht — lieber möchte sie betteln gehn.

Ob man aber durch vieles Gute nicht ein kleines begangnes Böse wieder gut machen kann? Sie denkt itzt an die Edle, die Ferdinand erlöste?

Kleines Böse? —

Vater sagt: nichts ist klein auf dieser Welt — Das Kleinste hat oft große Folgen, und diese lassen sich nicht voraussehn und berechnen.

Wieder gut machen?

Vater sagt: es läßt sich auf der Welt nichts wieder gut machen; den Schaden, den eine böse Handlung angerichtet hat, kann man nicht ungeschehn

schehn machen, nicht aus der Welt wegnehmen, wenn man auch noch so viel Gutes thut — eben so wenig, wie sich etwas einholen läßt, eben so wenig läßt sich etwas gut machen, sagt er; denn unter der Zeit, daß ich etwas versäumtes nachhole, könnt ich wieder etwas anders thun; also bleibt das Versäumte immer versäumt; ich bleibe mir immer die versäumte und verlohrne Zeit und die verlohrnen Geschäfte schuldig, bis in Ewigkeit.

O Gottlob, daß ich nicht so bin, wie jene, schlägt Diana an ihre Brust — ich bin doch besser.

Freilich wohl, was dort in dem Buche stand, schien nicht ganz verworfen werden zu können; aber warum empfind' ich denn nach befriedigtem Hunger und Durst keine Reue?

Und warum gereut es die nachher immer so sehr, die liederlich waren. Es läge in der Einbildung und in den, durch die Erziehung eingesognen Gefühlen und Grundsätzen, sagt das Buch.

Nein, es hat Unrecht; mein Vater hat noch nie mit mir davon gesprochen, und ich würde mich doch schämen.

Und dann ist's auch wider die göttliche Ordnung und wider unsre Landesgesetze, und wenn ich das auch noch nicht so recht verstehe — es muß doch wahr seyn; mein Vater lügt nicht und der Herr

Pfarrer auch nicht, wenn er sagt: Liederlichkeit ist wider die Ordnung Gottes und der Obrigkeit.

Nun hat sie sich völlig wieder gesammelt; sie will an das heßliche, verführerische Buch nicht mehr gedenken; ihr Vater hat Recht, und wenn tausend Bücher das Gegentheil sagten, sie würde ihm glauben und folgen und sich seine Lehren und seinen guten Rath heilig seyn lassen; denn er meint's gut mit ihr, und besser, als alle übrigen Menschen.

Mit diesem Gedanken schlief sie ruhig und süß ein.

Ich habe meinen Lesern absichtlich diese Auftritte etwas ausführlich beschrieben, damit sie daraus genau Dianens Charakter kennen lernen.

Das sieht man wohl: Felsenfest ist Diane nicht — das sollte auch kein Mädchen seyn. An ihre außerordentliche Neugierde mag sich leicht, bei vorfallenden Gelegenheiten, eine verschwisterte Lüsternheit schließen, und Lüsternheit — hat man oft erfahren, fällt sehr oft auf unrechten Geschmack und schädliche Speisen.

Aber ihr guter Genius wird sie nicht fallen lassen; man sieht, er stellt ihr zu rechter Zeit noch die weniger vortheilhafte Seite eines Gemähldes hin, damit sich ihr Geist nicht verirre.

So

So viel ist gewiß, außerordentliche Liebe zu ihrem Vater, die das vollwichtigste, uneingeschränkteste Zutrauen an sich trägt, war bei ihr das beste Mittel, sich zu sammeln und sich an Pflicht und Tugend zu erinnern.

Ein wichtiger Grund, ihr Eltern, euch die wahre, nicht die schmeichelnde Liebe eurer Kinder recht zu erwerben und zu bewahren, die Liebe, welche es euch fest und unveränderlich zutraut, daß ihr es immer gut mit ihnen meint, daß euer Rath immer der beste ist, daß nicht Eigensinn und grämliche Laune und Grillenfang ihnen erlaubte Vergnügen versagen wird und das alles, was ihnen abgeschlagen wird, zu ihrem wahren Besten gereicht, und daß selbst dann die Absichten der Eltern gut sind, wenn Kinder sie auch nicht verstehen und die Gründe davon nicht erfahren.

Wenn ihr dieses Vertrauen euch bei Euren Kindern zu erwerben wißt, dann werdet ihr sie vor vielen Fehltritten bewahren können, ihr werdet dann immer als ihre weisern Freunde, nicht als ihre Befehlshaber auf sie wirken. Um es dahin zu bringen, so wird es freilich nöthig seyn, wenn ihr, um den Argwohn, als handelt ihr eigensinnig bei euren Befehlen und abschläglichen Antworten, zu vermeiden, so viel als möglich, ihnen immer die

Grün-

Gründe anzeigt, warum ihr dies und jenes wollet, oder es verbietet, und da, wo ihr wichtige Ursachen habt, diese Gründe nicht angeben zu wollen, eure Kinder mit Liebe, nicht mit Härte und Despotensinn an euch zieht und es ihnen fest versichert, daß ihr es gewiß gut mit ihnen meinet.

Unterdessen war die Zeit bis zur Ankunft ihres Vaters beinahe vergangen; morgen hat er versprochen, wieder zurückzukommen; sie freut sich dazu recht herzlich; denn sie liebt ihren Vater über alles.

Indem sie noch dies denkt, hört sie die schreckliche Nachricht: ihr Vater sitze zwei Stunden weit von hier als Missethäter im Thurm', er habe einen todtgeschlagen.

Schrecklicher kann dem nicht seyn, der selbst das Todesurtheil über sich gesprochen hört, als Dianen die Nachricht vom Unglück ihres Vaters.

Nein! es ist nicht möglich, rief sie, das kann mein Vater nicht seyn! es ist nicht möglich! er ist ein redlicher Mann, er kann kein Mörder seyn!

Die Sonne war schon hinunter; aber sie machte sich dennoch auf den Weg, sie muß sehen, wo ihr Vater ist, und nun läuft sie in wilder Angst Feldein dem Orte zu, wo ihr Vater seyn soll.

In

In dieser Angst sieht sie nicht genau auf den Weg; sie verirrt sich; die Mitternacht ist schon da, sie hört keinen Hund bellen, sieht nirgends Licht; sie läuft wie in der Raserei umher.

Ermattet, wirft sie sich nieder und weint um ihren Vater und fleht den Himmel an, ihn zu retten und ihr doch nur einen Weg zu zeigen.

Der Himmel hörte ihr Bitten; denn der Morgen brach an, und mit ihm in Dianens Seele Muth und Aussicht, den Weg zu finden.

Ihre Kräfte waren wieder hergestellt — itzt hörte sie Hunde bellen; nun muß ein Dorf nicht weit seyn — da öffnet sich schon vor ihr der Busch — sie sieht schon Häuser!

Nun läuft sie in wilder Unruhe darauf zu und frägt und schreit jedem ihr begegnenden zu: wo ist mein Vater!

Man kennt sie nicht und lacht und hält sie für wahnsinnig, und Diana schimpft auf die unbarmherzigen Menschen, die ihr nicht sagen wollen, wo ihr Vater ist, und die bei ihrem Unglücke lachen können.

Da begegnet ihr so eben der Prediger vom Dorfe — wo ist mein Vater! rief sie diesen eben so im wilden Schmerze an.

Er erblickt das Gesicht der Leidenden, und itzt hört er den Ton der Angst noch mit größerm Bewußtseyn, er geht ihr näher und frägt:

Wer ist Ihr Vater?

Ein guter, lieber Vater, ach! Wo ist er! Nein, mein Vater ist kein Mörder, er ist ein ehrlicher Mann, ein zärtlicher Vater!

Mein gutes Kind, Sie sind doch nicht etwa die Tochter des Mannes, der gestern hier im Walde ein Wilddieb gewesen ist, und dann einen Menschen ermordet hat.

Bleich und starr stand Diana da. Ja, konnte sie auf diese Frage nicht antworten; denn so konnte ihr Vater nicht handeln.

Itzt richtete sich ihr Auge von der Erde auf — es riß sie zusammen; sie fuhr dem Prediger nach der Hand und fragte mit wildem Tone: was? Mein Vater wär' ein Mörder?

Der Prediger prallte zurück; denn Dianens Gesicht hatte völlig den Ausdruck des Wahnsinns; er sah sie am ganzen Leibe zittern, die Augen starrten wild ihn an; er setzte den Fuß zurück und dachte in aller Stille sich zurückzuziehen; so angst war ihm kaum gewesen, als er einst als Feldprediger mit der Bagage gefangen wurde.

Was? Mein Vater wär ein Mörder! ein Dieb! fragte sie itzt noch einmal und trat ihm dicht unter die Augen — und schlug dann ringend die Hände über den Kopf zusammen — Grausamer Mann! das ist men Vater nicht! O ihr Menschen! wozu wollt ihr meinen Vater machen! Er ist so ein edler, herrlicher und frommer Mann! Wenn ihr ihm begegnetet, ihr würdet's ihm gleich ansehen, daß er so gut, so bieder ist, und den Hut vor ihm tief abziehen.

Kind, ich kenne Ihren Vater nicht, sprach der bestürzte Prediger.

Gottlob! Also ist er's nicht — Sie kennen ihn nicht — o dann ist er's gewiß nicht! Nein! Er kann's auch nicht seyn! Sie sollen ihn kennen lernen, ich will ihn zu Ihnen führen, dann sollen Sie sehen und sagen, daß er kein Dieb und Mörder seyn kann — Nicht wahr, guter Mann?

Aber wer ist, und wo ist denn ihr Vater, gutes Kind?

Hier soll er seyn in der Nähe; ach, er ist seit vierzehn Tagen verreist, seinen alten Vater zu besuchen, und nun sollte er schon gestern zurückkommen, und ist noch nicht gekommen — o helfen Sie mir ihn suchen — da gehör' ich zu Hause — kommen Sie, guter Mann!

Das ungestüme Mädchen zog den Prediger mit aller Gewalt fort und bat ihn, ihren Vater zu suchen.

Aber wo soll er denn seyn?

Hier den Weg muß er kommen; er hat ja seinen Vater besucht.

Armes Kind! Ja, ja! Es ist gewiß Ihr Vater; ich hör' es an Ihrer Beschreibung.

Da sahe man so eben einen Trupp Menschen von weitem herkommen; Gewehre blitzten her durch die Ferne — gewiß haben die Herren Werber wieder ein Netz voll, sprach der Prediger.

Die bösen Werber haben unsers Predigers Sohn auch erhascht; aber er ist wieder los.

Gott im Himmel, sagte der Prediger; ich hör's, Sie sind gewiß die Tochter jenes unglücklichen Mannes!

Mein Vater unglücklich? — Nein, er kann nicht unglücklich seyn; er ist so gut und redlich, und thut, was Recht ist, und da sagt unser Pfarrer, kann es einem nicht ganz unglücklich gehen.

Wie kann ein so abscheulicher Mensch Vater einer so edlen Tochter seyn, dachte der Pfarrer und schüttelte mit dem Kopfe — wie ist das möglich, und itzt war der Zug beinahe heran.

Es sind Bauern, die den Zug führen — es muß ein Arrestant seyn! Gott erbarme dich! ruft plötzlich mit wildem, verzerrten Gesicht Diana, und reißt sich von den sie aufhaltenden Armen des Predigers los, dringt in den bewaffneten Haufen ein, und hängt itzt am Halse, eines zur Erde gebückten, an Händen und Füßen geschlossenen Mannes, am Halse eines Wilddiebes und Mörders, am Halse ihres immer so zärtlichen Vaters.

Zurück! ruft der Anführer, zurück!

O, erbarmt euch! Es ist mein Vater!

Zurück! Wir können uns nicht aufhalten!

Erbarmt Euch, mein Vater ist unschuldig!

Ein Dieb, ein Mörder ist unschuldig! lacht einer laut auf.

Er hat meinen Bruder todgeschlagen, und er soll unschuldig seyn? fort mit der Bestie!

Diane umfaßt die Kniee des Anführers und bittet um Erbarmen für ihren Vater, bittet, ihn loszulassen; man stößt sie fort, und sie fällt sinnlos zur Erde.

Sei ruhig, meine Tochter, ruft ihr der Vater zu, ich bin nicht so schuldig, als sie mich machen; meine Richter werden's untersuchen.

Diese Worte rufen Dianen wieder ins Leben zurück; sie führen den Vater weiter fort; der Prediger besänftigt sie und zeigt ihr die gewisse Errettung des Vaters, wenn er unschuldig ist.

Ja, das ist er gewiß, ruft sie laut aus und will dem Zuge nachlaufen; aber der Prediger hält sie zurück und führt sie mit sich in sein Haus.

Aber wohin führen sie meinen Vater, die Unmenschen? —

Nach der nächsten Stadt, zur Obrigkeit, die es ruhig und gerecht untersucht, ob ihr Vater schuldig ist oder nicht und die gewiß nicht ungerecht richtet.

O, Gottlob! dann ist mein Vater gewiß nicht unglücklich, dann seh' ich ihn bald wieder, den lieben Vater!

Der Prediger brachte sie durch vieles Zureden und durch manche tröstliche Vorstellung dahin, daß sie ihm versprach, es ruhig abzuwarten, und er schickte sie am folgenden Tage mit seinem Wagen nach ihrem Vaterdorfe.

Zwar hatten ihre Geschwister ihren Vater auch lieb; aber so unruhig, so gramvoll war doch keine, als Diane; sie wollte sich beruhigen, und konnte nicht.

Sie wanderte Tags darauf nach der Stadt; über-

überall erzählte man sich von dem eingebrachten Mörder — schreckliche Worte für Dianen!

Da stand vor ihr der schwarze Thurm, worin ihr Vater gefangen saß; grausender Anblick! er zerreißt das Herz der zärtlichen Tochter.

Sie geht zu dem Kerkermeister und bittet, sie zu ihrem Vater zu lassen und sich zu erbarmen.

Er schlägt's ihr ab; eh' er nicht verhört ist, darf Niemand mit ihm sprechen.

Mein Vater ist unschuldig.

Hier sitzt Niemand, der unschuldig ist.

Er ist unrecht angeklagt.

Das geht mich nichts an, das wird sich finden.

Es geht ihn nichts an, ob einer schuldig oder unschuldig ist.

Nein! sag' ich.

Ach, daß Gott sich erbarm'! Was ist er für ein harter Mann!

Marsch, pack sie sich, daß sie fort kömmt, sonst nehm ich die Peitsche.

Diana bebte zurück vor den Unmenschen; aber sie faßte sich wieder. Ich will ihm ja gern geben, was er haben will, laß er mich doch nur mit meinem Vater sprechen.

Nun, ich will sehn, was ich thun kann, sie müssen's mir nicht übel nehmen; wir Leute sind ge-

nug geschoren, wir sind auch des Lebens satt und müde, unser eins ist ja selbst nichts weiter, als ein Gefangner Zeitlebens.

Hier hat er Geld — laß er mich nur meinen Vater sprechen.

Heute nicht, liebes Kind; aber so bald er verhört ist, dann können Sie alle Tage kommen; ich verliere meinen Dienst, wenn ich es heute thäte.

Aber es erfährt ja niemand.

Ach, Sie wissen das nicht; mir wird überall aufgepaßt; wie leicht könnte einer von den Rathsdienern kommen — das sind die rechten! Wo sie mich stürzen könnten, thäten sie's nicht mehr wie gern.

Hier, Freund, hat er acht Groschen; laß er mich herein.

Sehn Sie, Sie wollen mich unglücklich machen, und ich darf gewiß nicht.

Ja, ja! er kann, ich lege noch hinzu: hier sind noch vier Groschen — wer wird's denn verrathen?

Ich kann wirklich nicht; du lieber Gott, das Geld könnte mir wohl helfen; aber ich kann nicht wider mein Gewissen handeln.

O, laß er doch das Gewissen.

Nein,

Nein, nein! das laß ich mein Tage nicht wieder; ich habe einmal dagegen gehandelt, da hab' ich meinen Buckel gefühlt.

Nun, so nehm er doch nur, hier ist ein Gulden.

Ach, was Sie mich quälen und in Versuchung führen, und hernach gingen Sie denn hin und gäben's an, dann wär' ich ein geschlagner, unglücklicher Mensch! — ei, ei, mein liebes Kind!

Pfui, das wäre schändlich, wenn ich das thun wollte; dafür kann er sicher ruhen — nun, besinn' er sich doch nicht lange.

Sie drückt's ihm in die Hand; er schweigt und besinnt sich, gibt ihr's itzt zurück, mit den Worten: nein! hören Sie, es geht wirklich nicht an, ich mag's bedenken, wie ich will; sehn Sie, ich würd' es ja nehmen — ein Gulden ist für unser einen schon ein schöner Bissen, da hat man ja bald einen Species-Thaler zusammen.

Halt! denkt Diane, und bietet ihm itzt ein Thalerstück.

Der Mann lächelt und sieht den Thaler behaglich an; ei, ei, was können Sie bitten, verrathen Sie's nur ums Himmelswillen nicht!

Hier ist meine Hand, lieber Mann! ich bitte ihn, das nicht zu fürchten. Und itzt stieg der durch

Geld erweichte Mann, Dianen an der Hand, in den Keller hinab.

Hier ist die Thür! Still, still! winkte der Kerkermeister, daß sie's nebenbei nicht hören, und itzt lag sie zu den Füßen des bestürzten Vaters, der auf einem Stein saß und die Hand an den Kopf hielt: ach meine Diana, bist du's?

O mein Vater! Armer, unglücklicher Vater!

Sei ruhig, liebe Tochter, der Himmel wird alles gut machen.

Aber wo kommen Sie hieher, mein lieber Vater? Was bringt Sie in das Unglück?

Hier war eine lange Pause; Diana lag am Halse ihres Vaters und schluchzte ihren Schmerz aus; der arme Vater war sprachlos bei diesem Grame, und er stieß einmal übers andere mit einem Seufzer aus: Gott, womit hab' ich dieses schreckliche Unglück verdient!

Es kann alles gut werden, sprach der Kerkermeister, der seinen Thaler weg hatte; unser Landesherr ist ein gnädiger Herr.

Vater und Tochter waren in tiefen Schmerz versunken; sie hörten nicht auf diesen Trost; der arme Vater wünscht sich den Tod in diesem Augenblick, um nicht länger das Spiel des Schicksals zu seyn.

Neun

Neun Jahre sind es nun her, sprach er, und ich weiß keinen Tag, wo ich nicht irgend einen Kummer, irgend ein Leiden gehabt hätte; ich bin nicht undankbar; ich vergesse es wahrlich nicht, wenn ich eine Freude habe; aber der Leiden waren doch so ungleich mehr, daß ich gar nicht daran denken mag.

Ich, lieber Vater, habe Ihnen doch nie Leiden gemacht?

Ach nein! Du warst noch mein einziger Trost; Dein Bruder ist ein leichtsinniger Taugenichts, den ich ganz kenne und Deine Schwester hat nichts von Deiner Offenheit und Natürlichkeit.

Vater! so finden Sie in mir Ihre Belohnung für Ihre väterliche Liebe.

Wenn ich nun aber sterbe, Diana?

Gott! Warum sterben? Sie sind ja unschuldig.

Ach nein! nicht ganz unschuldig, aber schuldig ohne meinen Willen.

Nun, Vater, darnach werden ja die Richter ihren Urtheilsspruch fällen.

Ach, das thun sie nicht immer; der Buchstabe des Gesetzes richtet nur zu viel.

Ei, glauben Sie das nicht, sprach der Kerkermeister; man sieht bei unserm Gericht recht wohl

darnach, ob jemand aus bösen Absichten handelte, ob er aus Bosheit oder aus Uebereilung böse war.

Wenn das wahr wäre, lieber Mann, dann bin ich gewiß nicht werth, in diesem Kerker zu sitzen.

Vater! was haben Sie denn gethan?

Setz Dich hier, ich will es Dir erzählen.

Ach, erzählen Sie, Vater, ich bitte Sie, ich will Sie retten.

O wie wolltest Du das! Nichts als meine Tadellose Absicht kann mich retten! Wer wird mich in einem Lande retten können, wo das Wild im Walde mehr Recht hat, als der Mensch.

Ja, da hat der Herr so unrecht nicht! Aber es gibt auch Stunden, wo man alles bei unserm gnädigen Herrn ausrichten kann.

Also nur gewisse Stunden? Ein Landesherr muß zu jeder Zeit gerecht seyn.

Ja, ich mag mich nur nicht so recht ausdrücken, der Herr versteht mich wohl; die lieben Frauenzimmer stiften manchmal viel Gutes, manchmal auch viel Böses.

Und was die Frauenzimmer gut machen, verdirbt die wilde Neigung zur Jagd, die zieht über das Herz geradezu eine Rinde, durch die kein Menschengefühl am Ende mehr hindurch dringt.

Darüber seufzen freilich alle Unterthanen, die wilden Schweine und Hirsche zerwühlen und zertreten alles Feld der lieben Landleute; man darf nur eben davon nicht sprechen.

Es ist nur noch ein Wunder, daß seine Neigung zum Frauenzimmer dabei fest bleibt.

Ja, es ist auch darnach; manchmal, wenn's ihm nicht so recht zu Kopfe ist, traktirt er sie auch wohl mit der Hetzpeitsche.

Ach! das ist schrecklich! ruft Diana aus, dann möcht' ich nie bei ihm seyn.

Der Vater.

Das macht alles die wilde Jagd, die macht einen roh und unempfindlich.

Diana.

Aber die Menschen sind ja keine Hirsche und Schweine — und sind Sie doch auch ein Jäger und haben Ihr Brod davon, und haben mich nie wie ein Vieh behandelt, sind immer so gut und sanft.

Der Vater.

Ach Diane! Ich war auch kein Jäger aus Neigung, sondern aus Beruf und ums liebe Brod zu verdienen. Mein Vater zwang mich dazu; sonst wär' ichs wohl mein Tage nicht geworden, und

heute hat's mein völliges Unglück gemacht; hört mir zu, Kinder!

Ich war auf der Rückreise zu Dir, hatte ruhig meine Flinte über der Schulter hangen, als plötzlich im Walde, nicht weit von jenem Dorfe, wo Du mich trafst, ein alter, blutender Keuler aus dem Gebüsch auf mich einbrach. Ich wußte mich nicht zu retten, lief einigemal um einen Baum herum; ich machte unterdessen meine Flinte los, sprang plötzlich einige Schritte zurück und schoß ihn nieder. Da hör' ich auf einmal Geschrei im Walde; mehrere Bauern, angeführt von ihrem gnädigen Junker, stürzten auf mich mit Knüppeln. Schlagt die Kanaille gleich zu Boden, schreit der Junker. Ich fühlte mich unschuldig, ich konnte diese niedrige Behandlung nicht ertragen; ich bin kein Wilddieb, rief ich ihnen zu — was, du infamer, schrie einer aus ihnen und schlug mir auf die linke Schulter, daß der Knochen beinahe zerschmetterte; nun mußt' ich mich wehren; ich machte mir den Rücken frei, lehnte mich an einen Baum und schlug nun mit der Flinte um mich her. Wohin ich traf, konnt' ich in der Hitze der Vertheidigung nicht sehn; genug, ich sank ermattet, da alle auf mich lostrafen, und mir das Gewehr aus den Händen fiel, auf die Erde. Und da ich wieder zum Bewußtseyn kam, hört' ich

mich

mich Mörder rufen, sah einen Todten fortschleppen, der von meinen Kolbenschlägen niedergestürzt seyn soll. So unschuldig bin ich in dies schreckliche Unglück gekommen.

O armer, unglücklicher Vater!

Wenn's dem gnädigen Landesherrn recht vorgebracht wird, so kann's nicht das Leben kosten.

Das müssen wir ruhig abwarten, Kinder, ich bin auf alles gefaßt; wenn ich Dich, meine Diane, nur versorgt wüßte.

Wo Sie bleiben, mein Vater, bleib ich auch.

Auch wenn es zum Tode geht, Diane?

Auch zum Tode, mein Vater; ich gehe nicht wieder von Ihnen.

Dem Kerkermeister ward itzt angst und bange; die denkt wohl gar, hier zu bleiben, dacht er, und er mahnte deshalb itzt ans Weggehn, weil er nicht länger seiner Pflicht zuwider handeln könnte und die größte Gefahr über ihm schwebe.

Nein, ich gehe nicht wieder von meinem Vater, sprach Diane, und hing fest an des Vaters Halse.

Ei, ei, Sie müssen meine Güte nicht gar mißbrauchen — wollen Sie mich denn mit Gewalt unglücklich machen?

Kaum hörte dies Diane, da riß sie sich aus der Thränenvollen Umarmung ihres Vaters — nein!

ich will niemanden unglücklich machen, rief sie aus — ich will gehn, lieber Freund; aber sorg' er für meinen Vater; geb er ihm einige Kissen, ich will sie ihm gern wiedergeben, und mach' er ihm ein weiches Lager und einen weichen Sitz.

Das soll alles wohl geschehn; unser eins ist auch kein Unmensch; aber man darf nur nicht immer so, wie man will.

O thu' er, was er kann, lieber Mann.

Alles will ich gern; aber Betten darf ich ihm nicht geben, das ist wider die Strafgesetze.

Einem so armen, unschuldigen Mann keine Betten? er scherzt, lieber Mann.

Ja, wenn er erst in den Verhören als unschuldig befunden ist, dann ist's was anders; aber so lange darf ich wirklich nicht.

Wer weiß denn etwas davon?

Sie kommen gar zu oft und visitiren.

Nun, dann würde ihm doch Niemand etwas thun dürfen; man wird doch gute Handlungen nicht bestrafen.

Ei wohl, hier gelten die guten Handlungen nicht.

Schlimm genug, dachte Diane, und fragte ihren Vater, was der dazu meine?

Der Mann hat Recht, sprach er — er darf nicht; er wird sonst zur Verantwortung gezogen; übrigens mag seine Antwort: daß hier keine guten Handlungen gelten, wohl in sehr vielen Rücksichten noch wahr seyn.

Diane war damit nicht zufrieden und drang mehr auf den Gefängniß-Aufseher ein, ihrem Vater das Gefängniß zu erleichtern; Vater, sprach sie, ich will ihm alles, was ich mir erspart habe, geben.

Du gutes, treffliches Kind!

Nicht wahr, lieber Freund, dann thut ers doch?

Für Geld wagt unser einer alles; aber was man nicht thun darf, das ist freilich —

Für Geld wagt man wohl alles; dies hatte Diana deutlich genug gehört und sie faßte nun Muth, diese Feuerkugeln in die Vestung zu werfen — und siehe da, der harte, Pflichtgetreue Kerkermeister wurde so weich, daß er ihr unter der Nebenbedingung, daß er völlig freie Kost dabei habe, versprach, ihr Vater solle von nun an alle Nächte bei ihm in seiner Stube schlafen; er woll' es riskiren; denn er sei nun fest überzeugt, daß er ein gutes Werk thue.

Was doch das Geld für Ueberzeugungen hervorbringt!

Nun war Diane ruhiger, sie schmiegte sich an ihren vor Freude weinenden Vater, und hatte die Erlaubniß, alle Tage wiederkommen zu dürfen.

Mit diesem Gedanken trennte sie sich froher und wartete mit Sehnsucht auf den andern Tag.

So ging wohl ein gutes Vierteljahr hin; ihr Vater hatte alle mögliche Bequemlichkeiten in seinem Gefängnisse, nur nicht das höchste Gut, die Freiheit. Auch diese schien er nun bald wieder zu erlangen; denn der Kerkermeister wollte hier und da günstige Nachrichten für ihn und seine baldige Befreiung gehört haben.

Mitten unter diesen freudigen und sehnlichen Erwartungen kam die Nachricht zu ihm — so heimtückisch ist das Schicksal — sein Todesurtheil liege zur Unterzeichnung vor dem Landesherrn.

Wer kann diesen Schrecken schildern! Diana fiel ohnmächtig dem Vater in die Arme — sie war völlig ohne Bewußtseyn, und der Biedermann, ihr Vater, sahe zum Himmel mit dem Blick: wie kannst du mir das thun! ist das recht? Muß so die Unschuld gestraft werden?

Und nun ballte sich seine Hand zusammen; er sah Dianen nicht zu seinen Füßen liegen, dachte nur an Ungerechtigkeit des Himmels und an sein schreckliches Schicksal, und fiel dann, überwältigt

und betäubt von diesem Gedanken, mit dem Kopf zurück an die feuchte Mauer und dachte nichts mehr.

So sah ihn in tiefer Erstarrung liegen, Diana, die itzt zum Bewußtseyn zurück kam.

Seine Augen waren geschlossen und tief in sich zurückgezogen, als wenn die Riegel des Todes davor lägen.

Mein Vater, schriee sie ihm ins Ohr, da schlug er sein Auge auf, als erwacht' er aus einem tiefen Traume und fragte tiefathmend herauf: wer ist da?

Ich, mein Vater, Ihre arme, unglückliche Tochter.

Er schüttelte mit dem Kopfe und seine Augen sanken eben so tief wieder zu.

Kennen Sie mich denn nicht, mein Vater?

Sein Auge schlug sich itzt nicht wieder auf.

Ich bin ja unschuldig, lieber Vater, hören Sie mich doch.

Die Unschuld ist schlafen gegangen, sprach der Vater itzt in einem wahnsinnigen Tone.

O, um Gottes Willen! Mein Vater, wie ist Ihnen? Ich will Sie retten!

Sein Gesicht war bleich, wie der Tod; kalter Angstschweiß ströhmte von seiner Stirn' herab; und itzt hob er seine Hand und griff vor sich umher,

her, als ob er etwas suche, und sprach itzt im Ton' eines Sterbenden:

Wo bist Du, Diana?

Hier an Ihrer Hand, mein Vater! Fühlen Sie mich denn nicht; ich liege ja hier an Ihrer Stirn.

Ich soll sterben, Diana, soll Dich verlassen!

Nein, Vater! Ich will Sie erretten; erholen Sie sich nur, mein Vater.

Ich bin ruhig, ich bin gefaßt, wenn Du mir nur nicht so am Herzen lägest, dann wollt' ich gern sterben; denn ich sterbe im Gefühl meiner Unschuld.

Nein, Vater, Sie sollen nicht sterben; der Landesherr ist gnädig, ich will zu ihm, ich will ihm zu Füßen fallen, will seine Kniee umfassen, bis er Sie mir losgibt.

Es wird Dir nichts helfen; kennst Du das eiserne Gesetz nicht?

Ich will dieses Eisen glühend machen, es soll durch meine brennenden Thränen weich werden — noch hat er ja das Urtheil nicht unterzeichnet.

Ach bleib, ich lasse Dich vor meinem Tode nicht wieder, Du sollst mich begleiten, dann sterb' ich ruhig!

Nein!

Nein! nein, lassen Sie mich, Vater; der Fürst ist auf seinem Lustschlosse, anderthalb Meilen von hier, ich laufe in einer Stunde hin, und in zwei Stunden bin ich wieder zurück und bringe Freiheit und Leben! noch einen Kuß, mein Vater, und ich gehe.

Nein, nein, ich kann Dich nicht lassen — ach meine Angst ist so groß —

Lassen Sie mich gehn, Vater, ich will diese Angst lindern.

Bleib', ich bitte Dich, Du richtest nichts aus; der Landesherr kann nicht wider die Gesetze.

Wozü heißt er denn gnädig! ja er kann, er soll! — Adieu, mein Vater!

O komm zurück! meine Tochter, komm zurück! Mir ahndet so etwas schweres.

Desto süßer soll die Ruhe seyn, wenn ich wiederkomme — ich komme mit Freiheit und Leben wieder!

Mit diesen Worten wand sich Diana aus ihres Vaters Armen, sie riß sich los von den sie umklammernden Händen und — fort war sie.

Nun hab' ich auch sie verlohren, weinte der unglückliche Vater ihr nach; denn es war ihm, als ob er sie nie wiedersehen würde.

Diana eilte nun, ohne sich umzusehen, fort zum Schlosse des Landesherrn. Sie sah Niemanden an, der ihr begegnete, sie fühlte sich so munter, so stark, sie hatte das Städtchen schon weit hinter sich und vor ihr blitzte schon um die Waldecke hervor das Lustschloß des gnädigen Herren.

Da hörte sie schon die Glocke im Thurme schlagen; sie war doch schon fünf Viertelstunden gelaufen; sie kam an auf dem Schlosse und ließ sich bei dem Fürsten melden.

Dianens Gesicht war heute das anmuthigste und schönste, was man sehn konnte; das ängstliche Interesse für ihren Vater gab dem Blick ihrer Augen und den Zügen ihres Mundes so etwas schmelzendes, rührendes, flehendes; eine leidende Blässe vermischte sich so sanft mit der jugendlichen Röthe Ihres Gesichts, die durch die Erhitzung des Laufens noch höher glühte; der Busen flog so Athemlos und geschwind nach dem leicht umhergeworfnen Tuch, und enthüllte sich ohne Dianens Wissen an der rechten Seite dem lüsternen Auge. Ihr Haar flog in schönen Parthieen nachläßig um ihre Schulter; wie schwarze Wellen sich um den weißschäumenden Strudel wogen, so umwogten sie den weißen, vollen Busen der Unschuld, der, ohne daß er's wußte, durch seine reizende Enthüllung, das Netz der Verführung auswarf.

So trat Diane vor den Fürsten, und der schönste Reiz — Schamhaftigkeit, gab itzt ihrer Schönheit die Vollendung.

Der Fürst trat erstaunt zurück; die Schönheit blitzte ihm ins Auge; sie verblendete ihn fast; er näherte sich fast mit Zittern und fragte:

Was wollen Sie, schönes Mädchen?

Ich bitte um Gnade für meinen Vater.

Wer ist ihr Vater, schönes Mädchen? Der Fürst nahm itzt ihre Hand und drückte sie.

Mein Vater ist der redlichste Mann, und nun haben sie ihn zum Diebe und Mörder gemacht, und haben ihn gefangen, und Sie, gnädigster Herr, wollen ihn zum Tode verurtheilen?

Der Fürst zuckte die Achseln — und sagte: er ist nicht zu retten.

Nicht zu retten! Ein unschuldiger Mann nicht zu retten! — Nun, so erbarme sich Gott über Sie, so will ich vor den Richterstuhl Gottes treten und seine Richter verklagen.

Der Fürst.

Ich kann nicht wider das Gesetz.

Diana.

Richtet das Gesetz unschuldige?

Der Fürst.

Das Gesetz ist nicht ungerecht.

Diana.

Wenn es meinen Vater zum Tode verurtheilt, dann ist's ungerecht — wissen Sie sein Verbrechen?

Der Fürst.

Er ist Wilddieb und Mörder.

Diana.

Aber um Gottes Willen, er ist's ja nicht durch seine Schuld.

Der Fürst.

Das Gesetz richtet die That — ich kann's nicht ändern, schönes Mädchen.

Diana.

Ich bitte Sie um Gottes willen, so wahr sie ein gerechter Fürst seyn wollen, hören Sie erst den Zusammenhang.

Der Fürst.

Er ist mir aus den Akten bekannt.

Diana.

Aber nicht so, wie er ist, sonst könnten Sie meinen Vater nicht zum Tode verurtheilen.

Der Fürst.

Ist er anders, so erzählen Sie, meine Kleine.

Diane erzählte; des Fürsten Augen taumelten nach ihrer Schönheit und dem enthüllten Busen hin; alle seine Begierden waren rege.

Diana.

Diana hatte in den rührendsten, einfachsten Ausdrücken dem Fürsten die Behandlung ihres Vaters und den ganzen Auftritt erzählt; aber der Fürst hatte es nur halb gehört; er drückte des Mädchens Hand, zog sie neben sich auf das Sofa nieder und zuckte die Achseln, als könne er nicht helfen.

Sie können ihn nicht befreien — o dann sind Sie kein Fürst, dann sind Sie ein Unmensch!

Dem Fürsten gefiel das kühne, erhitzte Mädchen; sie ward ihm in diesem Zürnen nun noch schöner und wünschenswerther — wiederholen Sie es mir noch einmal; ich habe vorher nicht darauf gehört.

Diana.

O Gott! Nicht genau zu hören, wenn ich vom Unglück meines Vaters spreche, das ist unverzeihlich.

Der Fürst.

Ich denke, recht sehr verzeihlich, wenn einen ein paar so schöne Augen dabei ansehn (er küßt sie.)

Diana (sich wehrend.)

O lassen Sie das! Wenn Sie meinen Vater losgeben, dann sollen Sie tausend freiwillige Küsse haben.

Freiwillige Küsse? dachte der lüsterne Fürst — er hatte den freiwilligen, herzlich wiedergegeb-

nen Kuß schon oft von dem geraubten unterscheiden gelernt. — Von diesen Lippen einen freiwilligen Kuß, einen Kuß der warmen, herzlichen Hingebung, einen Kuß, der sich fest auf und in seine Lippen drückt; und dann der wallende Busen — dieser Gedanke machte ihn trunken: ja, ich will alles, was ich kann, zur Befreiung Ihres Vaters thun, wenn Sie —

Diana.

Wenn ich — zu Ihren Füßen falle und Sie anflehe (sie fällt nieder und umfaßt seine Kniee.

Der Fürst.

Nein! (er hebt sie auf)

Diana.

Wenn ich Ihnen itzt hundert Küsse gebe? (sie küßt ihn.)

Der Fürst.

Göttliches Mädchen! — küsse fort! — Du sollst alles haben, was Du haben willst!

Diana (küßt ihn.)

Die Freiheit meines Vaters?

Der Fürst schweigt.

Diana (küßt ihn noch immer.)

O sprechen Sie ein einziges Ja! Soll mein Vater frei seyn?

Der Fürst ermannt sich und sagt: ach Gott! — ich kann nicht!

Diana.

Ja, Sie können, ich lasse Sie nicht (sie küßt ihn unersättlich.)

Des Fürsten ganze Wollust erwacht; seine Augen taumeln; er schließt das zitternde Mädchen brünstig in seine Arme. Er war ein schöner Mann; aber Diane wußte nichts davon, sie dachte nur an ihren Vater. Ich kann Deinen Vater losgeben, schönes, göttliches Mädchen; aber ich lade die Hölle auf mich.

Diana.

O meine Liebe, mein Dank soll Ihnen den Himmel wiedergeben!

Diese Worte erhitzten seine Phantasie fürchterlich; er zermalmte fast bei diesen Worten das Mädchen, er hatte keinen Athem mehr zum Küssen; sei ganz Mein! und ich gebe Deinen Vater los.

Diese Hoffnung machte Dianen trunken.

Diese Hoffnung ward Wollust; sie fühlte itzt den heißtrunknen Kuß des Fürsten auf ihren zitternden Lippen; er sank mit heißem Athem auf ihren keuschen Busen; er wand sich über sie hin — soll mein Vater los seyn, sprach Diane, die seine Küsse erstickten?

Ja! Ja! er soll! sprach itzt der trunkene Fürst, und die heißeste Wollust schwang über beide itzt die bezaubernden Flügel.

Diana fuhr mit Schrecken aus dieser Betäubung ihrer Sinne; aber, hin ist hin! die Rose war gebrochen und der Gedanke: mein Vater ist frei! drang dennoch durch den Tumult dieser Empfindungen, und er betäubte die Schamhaftigkeit.

Nun geh ich, meinen Vater zu befreien!

Der Fürst.

Nein! das geht so nicht an!

Diana.

Um Gottes Willen, nehmen Sie Ihr Wort nicht zurück.

Der Fürst.

Aber so geradezu kann ich ihn doch nicht freilassen.

Diana verhüllte sich die Augen und fiel itzt zu seinen Füßen, erbarmen Sie sich — eh' ich in Verzweiflung falle! hab' ich Ihnen nicht alles hingegeben für dieses Ja — und nun wollen Sie's nicht halten?

Der Fürst.

Was würden die Richter sagen; ich würde ja ungerecht handeln!

Diana.

Was werden sie sagen, wenn ich ihnen zurufe, was ich Ihnen aufopferte — und das werd' ich!

Der Fürst.

Nun ja, ich will ja gern; Mädchen! Ungestümes Mädchen! laß mich doch nur erst zu mir selber kommen und mich besinnen.

Diana.

Nein, Sie müssen itzt gleich den Befehl geben, daß mein Vater freigelassen wird.

Der Fürst (trotzig auffahrend.)

Nein! das geht nicht an! und wenn die Welt darüber unterginge; das ist unmöglich; ich sage Dir, Mädchen! mißbrauche meine Güte nicht!

Diana.

Wo zeigen Sie Güte; noch seh' ich keine; ich will Genugthuung, ich will, daß Sie Ihr Wort halten sollen.

Der Fürst.

Das kann ich nicht!

Diana.

Um Gottes Willen, bringen Sie mich nicht in Verzweiflung — Sie können nicht Wort halten?

Der Fürst.

Nein! so geradezu nicht! Ich kenne meine Pflichten; er soll loskommen; aber wie, das muß

ich erst überlegen; mir fällt etwas ein; er muß zu entfliehen suchen.

Diana.

Wie soll er das aus diesen schrecklichen Gefängnißmauern?

Der Fürst.

Ich will ihm selbst nähere Gelegenheit geben.

Diana.

Aber wenn sie ihn nun wieder fangen?

Der Fürst.

Er muß sich nicht fangen lassen. Ihr müßt weit fort von hier.

Diana.

Also soll mein Vater nicht wieder in sein Haus zurück.

Der Fürst.

Mädchen, Du verlangst unmögliche Dinge; wenn Dein Vater hier im Lande bleibt, kann und darf ich ihn ja doch nicht unbestraft lassen; was würde denn die Welt dazu sagen?

Diana.

Sie würde schweigen, wie sie so oft thun muß, weil sie den Fürsten nicht fragen darf, warum er das thut.

Der Fürst.

Du bist sehr naseweis; die Welt frägt wohl; aber Du sprichst von meinen Unterthanen.

Diana.

Diana.

Nun ja!

Der Fürst.

Auch die haben Recht, nach dem Warum zu fragen, und ich könnte ja dann doch keinen ähnlichen Fall bestrafen; das Unglück ist doch nun einmal da; Dein Vater ist als Mörder angeklagt, und wenn ich auch das Urtheil milderte, so könnte ich ihn doch nicht ganz von aller Strafe befreien; hier wäre ja Gnade Ungerechtigkeit; er würde dann doch gewiß wenigstens 10 Jahr auf die Festung müssen.

Diana.

Ach, um Gottes Willen, lassen Sie uns entfliehen.

Der Fürst.

Ich will meinem Kellermeister befehlen, er soll Dir Wein mitgeben; wenn ihr denn heut Abends spät zusammen seid, so trinkt eurem alten Gefängnißmeister brav zu, solchen Leuten ist das etwas neues, sucht ihm die Schlüssel abzulocken, und sehet dann zu, wie ihr entkommt — Hier wird etwas für euren Unterhalt auf ein Jahr seyn, haltet's zu Rathe, und steckt euch dann sogleich in andere Kleider (er reicht ihr eine Börse.)

Diana.

Aber was sollen meine Geschwister denn anfangen?

Der Fürst.

Auch die will ich unterstützen.

Diana.

O, Sie sind doch ein guter Fürst!

Der Fürst.

Ich mögt's gern sein.

Diana.

Wenn nur der arme Mensch, der Kerkermeister nicht so so viel dafür leiden muß, wenn mein Vater entwischt.

Der Fürst.

Dafür will ich sorgen; er soll mit einer kleinen Strafe, die ich ihm nachher schon wieder vergüten will, fortkommen.

Mit Freudenthränen küßt itzt Diana die Hand des Fürsten und nahm von ihm Abschied mit namenlosen Empfindungen; sie hatte hier alles verlohren und alles gewonnen; doch überstimmte die Freude des Gewinns die Vorwürfe des Verlustes; sie empfing vom Kellermeister den Wein, und nun ging's in vollen Sprüngen zurück zum Gefängnisse des Vaters.

Der Vater freute sich nicht, als er die Nachricht hörte; er schüttelte bedenklich den Kopf und sah den schönen, blanken Wein mit kaltem Blute an.

Diana.

Warum freuen Sie sich denn nicht, mein Vater?

Der Vater.

Weil ich nicht kann.

Diana (ihm die Börse zeigend.)

Und sehn Sie doch hier das Geld.

Der Vater (ganz starr.)

Unbegreiflich! Und was hast Du ihm denn dafür gegeben oder versprochen?

Diana.

Nichts, lieber Vater (sie erröthet, und ein unwillkührliches Ach drängte sich aus ihrer Brust herauf.)

Der Vater.

Diana, trage dem Fürsten das Geld wieder hin — und sag' ihm, ich brauch' es nicht.

Diana.

Gott! lieber Vater! Warum nicht?

Der Vater.

Er ist ein wollüstiger Mann — hast du ihm nicht versprechen müssen, ihn zuweilen zu besuchen?

Diana.

Diana.

Nein! Gewiß nicht!

Der Vater.

Warum die Versicherung hinterher? Glaubst Du, daß ich dem ersten Nein etwa nicht glauben werde — oder glaubst Du es etwa selbst nicht; es kommt mir beinahe so vor.

Diana.

O nein! lieber Vater.

Der Vater.

Sieh mich an, Diana, tritt näher, sieh mich starr an.

Diana (kann sich itzt des Weinens nicht erwehren.)

Lieber Vater, ich bin ja unschuldig!

Der Vater.

Das hast Du mir nie versichert; itzt thust Du's zum erstenmale; Du fürchtest doch wohl nicht gar, daß ich an Deiner Unschuld zweifle.

Diana.

O, ich bin gewiß unschuldig.

Der Vater.

Nein! Du bist es nicht — was weinest Du?

Diana.

Weil Sie so unruhig sind, mein Vater — so ängstlich.

Der

Der Vater.

Bin ich's doch aus Liebe zu Dir — wer Dich mir auch nehmen wollte, der hätte mehr als einen Mord begangen, dem würd' ich mit dieser Hand die Kehle eindrücken und die seligste That zu thun glauben.

Diana.

Der Fürst meint es ja gut mit uns.

Der Vater.

Vielleicht zu gut, weil Du nicht heßlich bist.

Diana (treuherzig.)

Das hat er auch gesagt, daß ich nicht heßlich bin.

Der Vater (aufmerksam.)

So, hat er das?

Diana.

Ja gewiß, das hat er.

Der Vater.

O, ich habe an einer Versicherung genug — und da gab er Dir einen Kuß, nicht wahr?

Diana (höher erröthend.)

Ja, lieber Vater, (schüchtern) ich that es ja aus Liebe für Sie, lieber Vater.

Der Vater.

Und was sagt' er denn, wie Du ihn batest: er möchte mir das Leben schenken?

Diana.

Diana (eilig.)

Er wollte nicht — er sagte: es sei unmöglich, es sei ungerecht.

Der Vater.

Und doch that er's, doch will er mir die Freiheit geben.

Diana.

Ja, weil ich ihn so viel bat.

Der Vater.

Und weil er Dir noch immer einen Kuß gab?

Diana.

Ach ja, lieber Vater! ich hab' es ja doch aus Liebe für Sie gethan; er konnte, er wollte Sie ja doch nicht erretten; das Todesurtheil lag ja vor ihm, ich hab' es ja gelesen.

Der Vater.

Diana, ich zittre.

Diana.

O lieber Vater, Sie sind ja nun frei.

Der Vater.

Wodurch bin ich es geworden? durch den Samen der Verführung, der nun in Deine Brust gestreut ist — o Fürst! Fürst! Wie willst Du mich fangen!

Diana.

Diana.

Der Fürst hat gewiß nichts Böses im Sinne, und er kann auch sein Wort gar nicht wieder zurücknehmen.

Der Vater.

Er wird es zurücknehmen, weil Du Dein Versprechen nicht halten sollst.

Diana.

Was denn für ein Versprechen?

Der Vater.

Ihn öfter zu besuchen.

Diana.

Das will er ja auch gar nicht.

Der Vater.

Das will er nicht, wozu gab er Dir denn dies Geld?

Diana.

Damit ich's Ihnen geben sollte, und damit wir ein Jahr auf der Reise genug hätten.

Der Vater.

Dazu gab er Dir's?

Diana.

Ja, lieber Vater, dazu gab er mir's! er will ja also gar nicht, daß ich wieder zu ihm kommen solle.

Der Vater.

Und was bewog ihn denn dazu, Dir alle diese außerordentliche Gnade zu erzeigen?

Diana.

Je nun — meine Bitten.

Der Vater.

Ja, da mußt' er freilich am Ende nachgeben.

Diana.

Ach nein! es hat doch viel Schwierigkeiten gekostet — zuletzt wollt' er wieder gar nicht; aber er mußte wohl. (Sie erschrickt.)

Der Vater.

Warum mußt' er nun — wodurch zwangst Du ihn denn?

Diana (immer verstöhrter.)

Ja, er hatte nun einmal ja gesagt.

Der Vater.

Und Du weintest so viel und drohtest ihm?

Diana.

Ja, ich sagte ihm — — (sie hält plötzlich inne.)

Der Vater.

Nun, was sagtest Du ihm? —

Diana (immer betroffner.)

Daß ich's der ganzen Welt sagen würde — was — wenn er nicht Wort hielte.

Der Vater.

Er wollte Anfangs gar nicht?

Diana.

Mit Gewalt nicht; es sei unmöglich, sagt er — was würden die Richter und die Welt sagen, sprach er — er könne doch unmöglich ungerecht handeln.

Der Vater.

War er sehr höflich gegen Dich?

Diana.

Ei, gar sehr, er ließ mich neben sich rechterhand sitzen.

Der Vater.

Diana! Du lügst.

Diana.

Ja gewiß, ich lüge nicht; ich habe ja eine gute halbe Stunde neben ihm auf dem Sofa gesessen.

Der Vater.

So? (nach einer Pause) und da wollt' er immer noch nicht ja sagen?

Diana (sehr verlegen.)

Ach ja! Da sagt er — endlich Ja!

Der Vater (mit wildrollenden Augen.)

Und blieb nicht dabei?

Diana.

Lieber Vater, Sie sind ja so schrecklich unruhig —

Der Vater (mit wildem Tone.)

Und blieb nicht dabei, und wollte nicht Wort halten?

Diana.

Gott! lieber Vater, Sie sehn ja so schrecklich blaß aus.

Der Vater (zornig.)

Diana, antworte mir, und er wollte da wirklich nicht Wort halten?

Diana.

Nein, lieber Vater; aber er mußte nun wohl.

Der Vater.

Warum mußt' er denn? Was zwang ihn denn dazu?

Diana.

Lieber Vater, seyn Sie doch nur erst wieder ruhig — — sein einmal gegebnes Wort zwang ihn dazu.

Der Vater.

Nun, ich bin ja ganz ruhig — sag mir doch, Du hast wohl viel anwenden müssen, eh' er Dir dies Wort gab?

Diana — (stockt.)

Ach nein! — ich bat ihn bloß (sie weint wieder.)

Der

Der Vater.

Wie konnte sich aber der Fürst über alle die Bedenklichkeiten hinwegsetzen, die er Dir Anfangs vorsagte, daß Gerechtigkeit und Gesetz es ihm unmöglich mache, meine Freilassung zu erlauben?

Diana.

Ja, mein vieles Bitten — —

Der Vater.

Aber warum weinst Du denn?

Diana.

Ach, ich kann ja nicht dafür! — ich liebte Sie ja so sehr.

Der Vater (in Verzweiflung.)

Und was hast Du aus Liebe für mich gethan?

Diana.

Gott! Woher wissen Sie denn?

Der Vater.

Himmel! Himmel! So ist es denn wahr? So hast Du dem Fürsten Deine Unschuld hingegeben! — Ha, Fluch über ihn! Fluch über Dich!

Diana (zu seinen Füßen.)

Mein Vater! Mein Vater! Erbarmen!

Der Vater.

Geh mir aus den Augen, schändliche Metze, wirf ihm das Blutgeld vor die Füße, sag', ich

wolle nicht frei seyn, ich wolle sterben, um ihn vor Gottes Gericht zu verklagen; mein letzter Athemzug hier, soll der erste Anklagungsfluch dort werden.

Diana.

Um Gottes Willen, erbarmen Sie sich Vater! der Himmel wird mir's vergeben.

Der Vater.

Nein! er soll Dir's nie vergeben. Waren das meine goldnen Träume? Waren das meine schönen erfreulichen Aussichten? O Gott! O Gott, das nimmt mir meine letzten grauen Haare!

Diana.

Aber Sie werden ja frei, Vater, ich habe Ihnen ja das Leben gerettet!

Der Vater.

Nein! Du hast mir den schmerzhaftesten Tod gegeben.

Diana.

Ach lassen Sie uns doch nur fliehen, Vater.

Der Vater.

Geh, ich verfluche Dich vor meinen Augen!

Diana.

Aber Vater, Sie sagen ja immer: man müsse Handlungen nach ihren Quellen und Absichten beurtheilen.

Der

Der Vater.

Geh! ich will nichts mehr wissen von Dir, ich wäre mit Freuden gestorben, wenn Du Deine Unschuld bewahrt hättest; nun seh ich Dein ganzes künftiges schmachvolles Leben vor Augen, ich seh Dich in einem liederlichen Hause als unreines, verachtetes Mädchen sterben.

Diana.

Ich bin ja unschuldig, lieber Vater — der Fürst.

Der Vater.

Ja, Du hast Recht, der Fürst — ha, nun weiß ich, was Du willst — ich will — ich will sterben — und dann soll gewiß kein Fürst mehr ein Mädchen verführen — ich will ihm bei meinem Sterben auf dem Schaffotte Dinge sagen, die sein verwöhntes Ohr nie gehört hat, will eine Blutschuld über ihn anhäufen, daß keine Sonne mehr durch diesen schwarzen Klumpen dringen soll, daß alle zurückbeben vor Verführung.

Diana ringt die Hände um seine Kniee wund; aber sie richtet nichts aus; er glüht zu sehr voll Rache gegen den Verführer — er hebt nur immer beide Hände zum Himmel und wüthet gegen ihn, und sinkt dann ermattet zurück und liegt mit hohlen Augen da, als im Tode.

Diana ist trostlos; itzt fährt der Vater wie aus einem tiefen Traume auf, und schlägt mit Händen und Füßen um sich; Diana will die Weinflasche, die sie zu seinen Füßen gesetzt hatte, retten, und an die Seite setzen.

Der Vater (wildblickend.)

Was willst Du mit dem Weine?

Diana.

Ihn aufbewahren, lieber Vater.

Der Vater.

Den Gift aufbewahren? — Aus soll er geschüttet werden! (er zieht die Pfropfen auf und gißt ihn auf die Erde.)

Diana.

Aber lieber Vater, es hätte Sie ja so sehr stärken können.

Der Vater.

Willst Du Dich etwa noch einmal dem brünstigen Fürsten in die Arme werfen; sieh hier, (auf den Wein nach der Erde zeigend) der hier, ist so oft schon daran Schuld geworden, daß sich die Unschuld hinopferte — gab er Dir nicht auch vorher davon?

Diana.

Nein! gewiß nicht.

Dianens Vater war itzt völlig kraftlos; er sank an die feuchte Mauer zurück, und sein ganzer Körper zitterte.

Man wundert sich vielleicht, warum er, wie er doch die Erlaubniß hatte, nicht lieber in der Stube des Gefängnißaufsehers war; aber gleich nach dem Augenblicke, da seine Diane von ihm ging, mit den Worten: ich bringe Ihnen Freiheit und Leben wieder! ward ihm so angst und bang, ward er so unruhig, so düster, daß er sich selbst eine Last war und sich seinen Grillen ganz in der Einsamkeit überließ. Es war ihm entgegen; er wünschte noch immer, Dianen zurückrufen zu können und sie zu bitten, nicht zu viel für ihn zu thun.

Der Kerkermeister, der itzt hereintrat, war bei dem Anblick des so kranken, guten Waidmannes ganz starr und er vereinigte seine Bitten mit Dianens Flehen, daß er in sein Zimmer kommen möchte. Aber Dianens Vater schüttelte mit dem Kopfe und blieb ruhig liegen und schlug das Auge nicht auf.

Trostlos warf sich nun Diana zu seinen Füßen und weinte um Erbarmen; da streckte er seine Hand nach ihr aus und winkte ihr aufzustehen. — Gottlob, dachte sie, ein Beweis von zurückkehren-

der, väterlicher Güte; aber des Vaters Hand sank sogleich wieder zurück.

Diana kam nun nicht wieder von des Vaters Seite; denn er ward mit jedem Tage kränker und sprach dabei fast gar kein Wort; sie tröstete ihn, sie labte ihn, sie holte den Arzt; aber Kummer, Gram und Schreck waren stärker, als Trost und Labung und Arznei, sie fraßen an seiner Gesundheit, wie hungrige Geier. Die verzehrende Fieberhitze nahm mit jeder Stunde sichtbar zu; er suchte nur immer seine Diana, ob sie gleich dicht neben ihm stand und ihm zurief: hier bin ich, mein lieber Vater! und er sprach in der Fieberhitze immer von ihr, als hätte er sie verlohren.

Meine Diana, rief er ihr oft, dann neigte sich Diana zu ihm und küßte seine Stirn, dann schüttelte er fast immer mit dem Kopfe, als wollte er sagen: sie sei's nicht.

Er sprach nun kein Wort mehr und starb am dreizehnten Tage nach der Geschichte Dianens mit dem Fürsten.

Nun war er frei, der edle, gute Mann; aber nun war auch völlig trostlos Diana; sie stürzte auf den Leichnam des Vaters und rief schluchzend aus: ich bin Deine Mörderinn; ich dachte Dir Leben zu geben und ich habe Dir den Tod gegeben — Gott

erbar-

erbarme sich meiner, und ging nicht vor ihm, bis er unter der Erde war, ging dann zu ihren Geschwistern zurück und hörte da von der jammernden Schwester, daß einbrechende Diebe ihr Haus geplündert, ihnen Zeug und Geld und Hausgeräthe weggenommen hätten, der gottlose Bruder sei keine Nacht wieder zu Hause gekommen.

So drang alles Unglück auf einmal auf Dianen ein; ihr Gehirn war fast ganz zerrüttet — sie beschloß, ganz diese Gegend zu verlassen und anderwärts gute Menschen aufzusuchen.

Aber noch einmal will ich den Fürsten sehn, beschließt sie.

Warum, frägt hier mancher neugierige und Herzerforschende Leser? Sollte vielleicht doch ein angenehmer Eindruck von ihm in ihr zurückgeblieben seyn? Sollte vielleicht gar die eigne Reizbarkeit ihrer Nerven sie dahin treiben — war der Fürst etwa ein schöner Mann?

Nein, das war er nicht im geringsten; er hatte weder Figur, noch irgend ein anziehendes Aeussere; aber sein Geld? seine Schmeicheleien? — seine heißen Wollustgefühle? Nein! dies alles lockt Dianen nicht; sie will es ihm gerad' unter die Augen sagen, daß er sie verführt, daß sich ihr Va-

ter darüber todgegrämt habe, und daß sie nun völlig unglücklich sei.

Ja, das will, das muß sie ihm sagen, dann soll er erschrecken und todenbleich werden — nun hat er nicht mehr nöthig, meinen Vater vom Tode zu befreien; nun will ich ihm kein gut Wort mehr geben.

Sie geht wirklich nach der Stadt und will bei dem Fürsten vorgelassen seyn; man meldet sie, und sie wird angenommen.

Der Fürst kommt ihr mit freundlichem Blick entgegen und frägt: nun, wie geht's meine liebe, schöne Diana?

Diana (weinend.)

Mein Vater ist tod.

Der Fürst.

Ihr Vater tod?

Diana.

Ja, Sie sind Schuld daran!

Der Fürst.

Wie so, Du träumst wohl, Mädchen!

Diana.

Nein! Nein! Mein Vater ist wohl tod, und er wäre nicht gestorben, wenn Sie mich nicht verführt hätten.

Der

Der Fürst.

Närrchen, Du faselst, Du hast Fieberhitze — wovon sprichst Du denn?

Diana.

Vom Tode meines armen Vaters, der das Geld und den Wein nicht nehmen wollte, weil es von Ihnen kam, der gar nicht frei seyn wollte auf die Art.

Der Fürst.

Aber hast Du ihm denn gesagt?

Diana.

Meine Bestürzung, meine Thränen haben's ihm gesagt; er errâth ja gleich alles; er darf einem nur starr ins Gesicht sehn, so weiß er's schon — ach, und nun ist er todt, mein unaussprechlich geliebter Vater! (sie schluchzte.)

Der Fürst (vor sich.)

Sonderbarer Mann! Nicht frei seyn zu wollen! So hartnäckig zu seyn! (zu Dianen) aber warum hast Du mir denn nichts davon wissen lassen; ich wär' einmal zu Euch gekommen.

Diana.

Ach! er hätte Ihnen die Augen ausgekratzt — er hat so viel geflucht auf Sie!

Der Fürst.

Der engherzige, schwärmerische Narr!

Diana.

Ach mein Vater war ein redlicher Mann; beschimpfen Sie ihn nicht im Grabe — er ist nun tod, er kann sich nicht verantworten und rächen.

Der Fürst.

Aber wie konnte sich denn der närrische Mann darüber todgrämen; du hattest ihm ja Freiheit und Leben dafür gewonnen.

Diana.

Meine Unschuld war ihm mehr als Freiheit und Leben; nun bin ich doch völlig unglücklich.

Der Fürst.

Das sollst Du nicht seyn —

Diana.

Ein Glück für Sie, daß Sie nicht zu meinem Vater gekommen sind — er hätte — —

Der Fürst (lachend.)

Was hätt' er mir thun wollen?

Diana.

O, er hätte sich nicht daran gekehrt, daß Sie ein Fürst sind — Sie konnten ihm ja doch nichts mehr nehmen, als das Leben, und dessen war er ja schon so satt — Was hilft's mir, nun bin ich doch ganz unglücklich.

Der Fürst.

Du sollst wieder glücklich werden; ich will mich Deiner als Vater annehmen.

Diana.

Diana.

Und mich zum zweitenmale verführen?

Der Fürst.

Närrisches Ding; man verführt nur einmal und man verführt sich immer nur selbst — warum hast Du eingewilligt?

Diana.

O pfui! das ist schlecht gedacht! — Wußt' ich selbst, was ich that?

Der Fürst.

Das ist's eben, man muß immer wissen, was man thut.

Diana.

Schämen Sie sich dieses Moralisirens itzt; nun wollen Sie mich mit Gewalt schuldig machen, um Sich selbst nicht zu schlecht zu erscheinen; es ist doch wohl besser, ohne Bewußtseyn etwas Böses zu thun, als mit Wissen und Willen — ach! und was hätt' ich nicht alles für die Befreiung meines armen Vaters gethan!

Der Fürst.

Nun sei ruhig, Du kannst bei mir bleiben.

Diana.

Nein, das will ich nicht!

Der Fürst.

Nun so lauf' in die Welt hinein und bettle!

Diana.

Schändlich! erst machen Sie mich unglücklich, und dann kann ich gehn!

Der Fürst.

Nun, Du willst ja nicht hier bleiben.

Diana.

Ja! um mich nicht wieder verführen zu lassen.

Der Fürst.

Das hängt ja von Dir ganz allein ab, närrisches Mädchen, und Du kannst ja nicht mehr verführt werden.

Diana.

Das redt ein Teufel aus Ihnen! — Also wär' ich nun gar kein gutes Mädchen mehr?

Der Fürst.

Es läßt sich darüber mit Dir nicht sprechen, Du hast nicht Aufklärung *) genug; wie gesagt: geh' und bettle!

Diana.

Nein, das will ich nicht!

Diana scheute den Ausdruck: betteln, über alles, und er erfüllte sie mit solcher Angst, daß sie

in

*) Eine allerliebste Aufklärung, die sich über alle Sittlichkeit und Ehrbarkeit hinwegsetzt — vor dieser Aufklärung behüt' uns lieber Herr Gott!

in dem Augenblicke gar keine Hülfe sah, wie sie nun gut durch die Welt kommen würde; auch machte sie der Gedanke, daß sie doch nun schon verführt sei, so mißmüthig, daß sie sich schon für völlig verlohren und unglücklich hielt, und wirklich glaubte, sie könne nicht böser werden, als sie schon sei. Sie glaubte, und ihr Vater hatte diese Grundsätze bei ihr etwas zu schwärmerisch befestigt, so bald ein Mädchen diesen Schritt gethan habe, wiche mit einemmale alles Gute von ihr, und sie sei nun völlig verdorben. — Wir werden in der Folge sehen, was dieser wirklich verkehrte und übertriebne Grundsatz dem armen Mädchen schaden wird. Es ist sehr wahr, daß ein Mädchen nach einem solchen Schritte allerdings verliebrt und verliehren kann; es kann nun leicht seyn, daß das Laster der Wollust bei ihr Wurzel gefaßt hat, und ihr der zweite Schritt leichter wird, und mehrere immer leichter folgen; aber deswegen kann ein gefallnes Mädchen doch immer noch ein gutes, redliches, arbeitsames, treues und edeldenkendes Mädchen seyn, und manche hat vielleicht durch einen solchen Schritt gar nichts verlohren; sie ist vielmehr nun erst aufmerksamer auf sich geworden und ist mehr auf ihrer Hut. Doch wohl dem Mädchen, die sich durchaus rein und keusch erhält; sie muß sich doch wer-

Bayerische Staatsbibliothek München

ther seyn und hat auch sicherern Anspruch auf Glück — gewiß doch immer auf inneres Glück!

Nein, betteln will ich nicht! fährt Diana fort.

Der Fürst.

Nun, so sei vernünftig und gib nach.

Diana (unwillig weinend.)

Daß Sie's nun wissen, Sie sollen mich wieder glücklich und ehrlich machen, Sie haben mich entehrt.

Der Fürst.

Das will ich gern, Du sollst ja bei mir bleiben.

Diana.

Aber mich nie wieder anrühren.

Der Fürst (lächelnd.)

Wenn Du mich nicht darum bittest.

Diana.

O, dann würd' ich mich verfluchen.

Der Fürst.

Müßig gehn willst du wohl auch nicht?

Diana.

Nein! ich will gern Tag und Nacht arbeiten, damit ich nur nicht betteln darf.

Der Fürst (liebkosend.)

Das sollst Du nicht — Närrchen — auch wenn Du müßig gehn willst, sollst Du das nicht! Du darfst nur befehlen!

Diana.

Diana.

Nein, lieber arbeiten in der Wirthschaft, wenn Sie da etwas für mich haben.

Der Fürst.

Du sollst die Aufsicht über die Wäsche haben, und da überall nach den Rechten sehn; ich werde Dich bei der Garderobe anstellen lassen.

Diana hatte in dem Augenblicke den herzlichsten Kuß auf ihren Mund, und da es der Fürst nach ihrer Meinung damit so ehrlich meinte, so gab sie ihn gutwillig hin.

Arme Diane, deine Unbekanntschaft mit den Ränken der Welt und ihrem Freundlichthun wird dir noch manchen Schaden stiften!

Wenn doch Mädchen gegen diejenigen Männer etwas argwöhnischer seyn wollten, die ihnen gleich so viel versprechen und sich mit Gefälligkeiten gleichsam aufdringen. Eigennutz ist die Quelle aller ihrer Handlungen, und die Ruhe, die Tugend ist fast immer der Zielpunkt ihrer Eitelkeit und Lasterhaftigkeit.

Diana war nun wirklich angestellt im Schlosse und sie hatte neben ihren Geschäften Zeit genug, ihrem verstorbnen Vater nachzuweinen, welches sie auch redlich that.

Ihr Vater war ja ihr Alles, ihr redlichster Freund und Rathgeber, ihr zärtlichster, bester Vater, ihr treuer Warner und Beschützer! — ach, und dazu kam nun noch, daß sie sein letztes Todesleiden so sehr verbittert hatte, daß sie wohl gar geradezu Schuld an seinem Tode war.

Diese Gedanken machten ihr in der Einsamkeit oft so sehr bange, daß ihr Leiden die tiefste Melancholie wurde.

Womit soll ich nun das wieder gut machen, weinte sie fast beständig — Gott! Was für Unglück mußte über meinen redlichen Vater nicht alles ausbrechen. Himmel! Wie wunderbar sind Deine Schicksale! Ich wollt' ihn erretten vom Tode und hab' ihn selbst zum Tode hingeführt.

Kein wollüstiger Gedanke, der vielleicht in jeder andern Lage sich sehr natürlich eingefunden hätte, konnte durch diese Melancholie ihrer Empfindungen, durch diese Seelenleiden dringen — die Nacht ihrer Seele war eine Gewitternacht, wodurch auch die Sonne nicht dringen kann.

In diesem Zustande war sie denn auch vor Versuchungen bewahrt; der Fürst bemitleidete sie und ließ sich jenen Schritt schon sehr leid thun, und er richtete deswegen kaum einmal einen lüsternen Blick nach ihr.

Sie war bei dem Gedanken an ihres Vaters Tod so aufgebracht auf den Fürsten, so böse gegen sich selbst und gegen jenen zu schwachen Augenblick, daß sie sich oft wie in einer Art von Raserei vor die Stirn schlug, und trostlos ganze Nächte hindurch weinte.

In tiefer Traurigkeit lebte sie ihre Tage itzt hin; sie hatte ihren Vater zu lieb gehabt, sie konnte ihn nicht vergessen.

Gott! was würd' er denken, wenn er aufstünde und sehe dich hier im Schlosse des Fürsten; dies durchschauerte sie schrecklich — Nein! sie kann hier nicht bleiben, sie will morgen fort!

Die Nacht kam; ach bräch' ihr doch der Morgen erst an — wie will sie diese Nacht durchwachen! Der schreckliche Gedanke läßt sie nicht ruhen.

Wer weiß, ob sein Geist sie nicht sieht — ach, wenn er zu mir diese Nacht käme, wenn er mich zur Rechenschaft stellte, wenn er mich mit kalter Hand angriffe und seine Todeskälte mich durchbebte — ach, ich kann nicht allein seyn!

Im Leben warst Du mein Alles, ich konnte ohne Deinen Anblick nicht leben, und nun schauere ich vor Dir zurück — ich muß ein böses Geschöpf geworden seyn! Gott im Himmel! Ich bin nicht mehr so gut, nicht mehr so rein, so unschuldig, sonst

dürst' ich vor Dir nicht erzittern, Geist meines Vaters!

Sie legte sich mit Fieberschauern zu Bette; Furcht und Schrecken grieselte ihr durch die Haut, sie fuhr oft hoch auf, erschrack oft vor ihrer eigenen Hand, wenn sie sich selbst damit berührte.

Es war Mitternacht; die schreckliche Stunde des bösen Gewissens rückte heran, die Stunde, wo Lippen sich vor Angst verkrampfen und Herzen verzehrend sich zerschlagen, wo die blasse Furcht gegen sich mit allen Schrecknissen der Einbildung wüthet, und der erhitzten Phantasie die fürchterlichsten Gestalten vorgaukeln — die Geisterstunde schlug.

Da bebte fürchterlich unter ihrer Bettdecke Diana zusammen; ihr Haar sträubte sich empor, ihr Herz arbeitete laut im Busen, der Gaum war trocken, die Zunge klebte am Gaume.

Da wischt es an die Thür, wie wenn man Kreide abwischt, dann ist's ihr, als ob sich ein Wind erhübe; ein dumpfes Sausen fährt durch das Zimmer, da bebt ein blasser Schatten her, sie hält die Hand vor die Augen und doch sieht sie den schrecklichen Schatten.

Da will sie laut aufschreien, aber es läßt sie nicht, es drückt sie ans Herz, sie kann nicht athmen — ein paar schrecklich große Augen rollen hier und da im Zimmer umher, den Geist sieht sie nicht mehr; aber die Augen, die großen, erschrecklichen Augen sieht sie, und wenn sie die Hand vorhält, dann schweben sie ihr im Auge zwischen den Augenliedern und der Sehlinse.

Gott erbarme dich, flüstert sie, der Schreck erstickt ihre Stimme; Angstschweiß übergießt ihren ganzen Körper.

Nein! ich will nicht hierbleiben, Geist meines Vaters!

Die beiden wilden, großen Augen lassen itzt nur noch ihr Weißes sehn, als ob sie um etwas bäten und flattern bei diesem Ausrufe ängstlich zurück.

Sie kommen wieder näher, eine Nebelgestalt umgibt sie — die Augen kriechen dicht an ihr Kopfkissen hin — ach wo soll sie hin vor diesen schrecklichen Augen!

Diana ringt die Hände und weiß nicht mehr, was sie thun soll; ihre Angst wird endlich Wuth; sie reißt sich aus dem Bette auf, drückt die Augen fest zu.

Ich will itzt gleich fort! ruft sie.

Da sehn die großen Augen sie freundlich an und entfernen sich von ihr — sie hat aber doch nicht Muth, sich anzuziehn; bei jeder Bewegung, die ihre Hand oder ihr Fuß vornimmt, werden die Schauer, die sie durchfahren, fürchterlicher, sie steht starr da — hätte sie doch nur einen Menschen, mit dem sie sprechen könnte, bei sich — sie kann nicht mehr allein bleiben — sie will zur Haushälterinn gehen, die eine Treppe höher schläft; sie tappt sich durch die Finsterniß nach der Thür — die Augen sind fort, — sie eröffnet die Thür und hört eine bekannte Stimme sie fragen: was wimmerst Du so, liebes Mädchen? — sie sieht einen Mann im Schlafrock vor sich stehn.

Dieser Schreck stürzt sie beinahe zur Erde nieder — die beiden großen Augen traten in diesem Augenblicke dicht vor ihr Gesicht und glühten fürchterlich und wild, und rissen sich dreimal schrecklicher, wie vorher, auf.

Der Schlafrockmann faßte ihre zitternde Hand — was ist Dir denn, Diana?

O Gottlob! daß ein Mensch ihr in der Nähe ist — und wer — Diana erstaunte nicht darüber — denn sie war vor Schrecken sich ihrer noch nicht bewußt — es war der Fürst.

Diana.

Diana nahm willig seine Hand, ohne ein Wort zu sprechen, um nur von dem schrecklichen Zimmer fortzukommen und nicht mehr allein zu seyn, und Dianens grauenvoller Traum kam diesmal dem Fürsten so sehr zu statten, daß er ohne Weigern ihrem Munde wohl tausend Küsse aufdrücken konnte.

Es gibt Träume, die wirklich äußerst schädlich seyn können für die Moralität des Träumenden; mancher Jüngling, manches Mädchen lernte durch einen lebhaften Traum das Verführende der Wollust kennen, und die in der Brust wohnenden Triebe wurden seitdem zu Leidenschaften, welche lichterloh brannten und nur immer darnach schmachteten, diese Wollust in der Wirklichkeit zu genießen.

Von der Art war nun freilich Dianens Traum nicht; aber er schadete ihr durch seine zu großen Schrecknisse nicht minder; denn nun erschien ihr der Ton des Fürsten und sein Händedruck im Gegensatz jenes schrecklichen Gespenstes viel anlockender und Zutrauenerregender; der gegenwärtige Augenblick war Himmel gegen die vorigen; sie ging zutraulich, wie einst an der Hand ihres Vaters, dem Fürsten zur Hand — und schmiegte sich dicht an ihn, als an ihren Retter.

Komm, süßer Engel, bei mir soll Dir nicht grauen, flüstert er ihr zu, Du sollst nie wieder in

dem Zimmer schlafen und auch nie mehr allein seyn.

„Ach, was waren das für schreckliche Augenblicke! flüstert sie itzt mit bebenden Tone! und itzt trat sie in das Schlafkabinet des Fürsten.

Ein langer Spiegel, der Thür gegen über, setzte sie wieder in Schrecken; sie ward es sich itzt erst bewußt, daß sie fast ganz nackend neben dem Fürsten stand, daß nur ein dünnes Nachtkamisölchen ihre Brust umhüllte und sie am Untertheil ihres Körpers bloß mit dem Hemde überdeckt war.

Des Fürsten raschere Umarmung hätte sie vorher, als er sie bei dem Herausgehn aus ihrem Zimmer empfing, wohl daran erinnern können; aber da ließ ihr der eben erlebte Schreck noch keine Besinnung.

Sie wollte sich itzt aus den Armen des Fürsten loswinden und fliehen. Wohin? Zurück in das schreckliche Zimmer?

Diana zitterte zusammen und schmiegte sich an den Fürsten.

Aber so kann ich mich unmöglich sehn.

Der Fürst lächelte und warf ihr seinen Schlafrock um.

Diana wollte ihm nun ihren schrecklichen Traum erzählen; aber seine Küsse ließen sie nicht dazu kommen.

Diana

Diana war ein Mädchen und noch dazu ein sehr Temperamentvolles Mädchen; mehr haben wir nicht nöthig zu sagen; der schöne Duft des Zimmers, seine angenehme Farbenmischung, das sanfte Helldunkel, das der Silberstrahl eines Wachslichts hinter einem Schirm hervorwarf; alles dies stand in einem so schönen und verführerischen Kontrast mit ihrem schrecklichen, grauenvollen Schlafzimmer, daß ihrer Empfindung nothwendig sehr wohl dabei seyn mußte.

Außerdem waren des Fürsten Augen ein paar feurige, schöne Augen, und sie schienen ihr heute um so schöner, da sie vorher so ein paar entsetzliche gesehn hatte.

Es ging Dianen, wie es manchem Landfräulein geht, das nur selten einen jungen Mann bei sich sieht, und nichts als Bauern und unhöfliche Menschen um sich hat; da macht dann der mittelmäßigste Städter oft sein Glück, wenn er erscheint; denn es gibt dort nichts besseres, und mancher Hofmeister, mancher Verwalter und mancher Jäger und Bediente hat davon recht plaisante Erfahrungen gemacht.

O lassen Sie mich, weinte Diana.

Der Fürst.

Sei nicht einfältig, liebes Mädchen — hier ist kein Geist.

Diana.

Aber er wird wiederkommen.

Der Fürst.

Es war nie einer da, Deine melancholische Phantasie, Dein dickes Blut, das Dir zu stark nach den Augen trat, schuf Dir diese Schreckenbilder.

Diana.

Nein! Nein! Ich habe sie ja deutlich gesehn, die großen, schrecklichen Augen.

Der Fürst.

Drück enmal die Augen fest zu, wenn Du Dich erhitzt hast, dann werden Dir lauter Ringe vor den Augen umherlaufen, und das war auch diese Nacht bei Dir der Fall, und diese Ringe machte denn Deine fieberkranke Phantasie zu Augen.

Diana.

Aber das Sausen, welches ich um mich hörte?

Der Fürst.

War das Blut in Deinem Kopfe, das zu stark dort hingetrieben war, und da geschwinder durch seine Kanäle sprudelte.

Des

Des Fürsten Worte überzeugten sie nicht; aber mehr seine Küsse; Diana hatte — wer hätte sich dies träumen lassen sollen! — bald Traum und Augen vergessen, und lag bei dem Fürsten in unkeuscher Umarmung.

Sei es, was es sei, was itzt bei ihr alles zusammenkam und ihre sonstige Schamhaftigkeit, und die Stimme ihres Gewissens ganz erstickte, was selbst einen so warnenden Traum, und alle jene Bitten und Lehren, und das letzte schreckliche Schicksal ihres Vaters, vergessen machte — kurz, Diana war itzt völlig wollüstiges, schamloses Mädchen.

Das müssen wir nur noch hinzufügen, daß unter den ersten Worten, wobei sich Diana gegen sein Zudringen matt wehrte, die waren: nein! ich lasse mich nicht verführen! und er darauf antwortete: närrisches Mädchen, wenn Du das verführen nennst, so bist Du's ja schon, Du hast ja den Schritt schon gethan, und dies bestach und betäubte Dianens Schamhaftigkeit völlig; sie dachte: was ist's, ich bin doch schon einmal gefallen, bin doch kein reines, unschuldiges Mädchen mehr — wozu nun diese strenge Zurückhaltung!

Der zweite Schritt ist immer hundertmal leichter, als der erste, das weiß man aus Erfahrung, und bei Dianen war wirklich jener erste Fehltritt

der

der stärkste Beweggrund zum zweiten; denn Leidenschaft und Blut und Vergessenheit seiner selbst, haben dann schon mit einander Komplott gegen ihren Sklaven, den Menschen, gemacht.

Arme Diana, vielleicht ist das Erwachen aus diesem betäubenden Traume schrecklich!

Doch itzt hörst du keine Warnung und keinen Ruf an dich; ist doch selbst dein Vater, der dir alles war, vergessen; der Mann, der ein Todesurtheil unterschreiben wollte, wenn du ihn nicht davon zurückhieltst, liegt ja zu deinen Füßen, der aber vielleicht eben so fähig ist, wenn er sich abgekühlt hat und seine Empfindungen abgespannt sind, bei einer kleinen, fast jedesmal den übersatten Genuß begleitenden üblen Laune, dein eignes Todenurtheil mit kaltem Blute zu unterschreiben oder dir allenfalls ein Giftpülverchen einrühren zu lassen, damit du es nicht wiedersagst, auf welche Art er dich fing, und was das Opfer deiner Keuschheit dich und ihn kostete.

Der Morgen graute, Diana und der Fürst sahen den Morgenstrahl nicht; sie schliefen nach der Ermattung ein.

Der helle Tag war da, die Sonne blickte nach dem unkeuschen Lager schon seit vier Stunden, und da taumelten sie vom Lager auf.

Der Fürst (lächelnd.)

Wie hast Du geschlafen, Diana?

Diana (verdrüßlich.)

Nicht gut.

Der Fürst.

Wie so, schläst sich's in meinen Armen übel?

Diana.

Ich wollt', ich hätt' im Grabe geschlafen.

Der Fürst.

Ei, da ist's verzweifelt kalt — Du bist ein wunderbares Mädchen, Du taugst nicht zur Maitresse.

(Diana weint.)

Wollte Gott, daß dies Wahrheit wäre!

Der Fürst.

Das ist's wirklich; denn meine Maitressen sehn keine Geisteraugen.

Diana (laut weinend.)

Ach! ich bin ein Ungeheuer!

Der Fürst (übel gelaunt.)

Ja, besser hätt' ich auch gethan, ich wäre die Nacht still für mich im Neste geblieben.

Der Fürst war übersatt vom Genusse, und er hätte in diesem Augenblicke gern gesehn, wenn sich Diana aus dem Staube machte; er hatte so

genug

genug zu ernähren, und seine Ausgaben überstiegen schrecklich die Einnahmen.

So geht es allen Wollüstlingen, wenn sie satt sind, ist der Ekel auf der Stelle da; dann wünschten sie des Geschöpfs los zu seyn, das sie so sättigte.

Wenn bei diesem Gedanken doch jedes wollüstige Mädchen nur ein Viertelstündchen verweilen und meine Winke verfolgen wollte, es würde sie auf Betrachtungen führen, die man wohl alle Tage machen könnte, aber die man so selten macht.

Der Fürst.

Aber Du bist unausstehlich — Diana, warum weinst Du so?

Diana.

Warum haben Sie mich so unausstehlich gemacht?

Der Fürst (ärgerlich.)

Seh mir einer, war es nicht Dein eigner Wille?

Diana.

Das war's nicht — das vergeb' Ihnen Gott.

Der Fürst.

Du bist mir ja selbst in die Arme gelaufen.

Diana.

Ha! Das sprechen Sie nicht wie ein ehrlicher Mann!

Der

Der Fürst.

Ich bitte, mit mehr Ehrfurcht sich auszudrücken.

Diana.

Gott im Himmel! ist das der Dank?

Der Fürst.

Wozu noch Dank! Wahrhaftig, das seh' ich nicht, ist's nicht Ehre genug, daß ich mich so weit zu Dir heruntergelassen habe?

Diana (die Hände über den Kopf zusammenschlagend.

Ehre? Das sich Gott erbarm'! Ehre? — Es soll einem armen Mädchen zur Ehre gereichen, wenn ein gnädiger Herr sich so weit herabläßt, sie unglücklich zu machen (sie lacht laut auf.)

Der Fürst.

Geht zum Teufel, Weiberzeug!

Hier erfüllt doch wohl jeden Leser und jede Leserinn Abscheu. Die Abspannung machte den Fürsten jedesmal unleidlich; er war dann zu allen Zänkereien geneigt und verdreht' und übertrieb jeden Fehler, den andere machten. Dann war er verdrüßlich über sich selbst, denn er fühlte sich immer schwächer, seine Nerven immer stumpfer und seine Gefühle immer schlaffer werden. Und das

ärgerte ihn; denn er wollte gern immer ein gesunder, blühender Mann seyn.

Diese zänkische Laune mußte Diana itzt ganz in ihrer unleidlichen Kraft fühlen, und sie um so mehr, weil ein höherer Grad der Wollust gegen sie einen höhern Grad der Abspannung hervorbrachte.

Welche warnende Winke für Frauenzimmer! Männerlaunen aus diesen Ursachen sind so selten nicht; sie fangen dann wohl an, darüber zu moralisiren, daß sich das Frauenzimmer, mit dem sie es trieben, dennoch nicht hätte so wegwerfen, und so bloß geben sollen. Ich dächte, diese Moral müßte dem vorher durch Schmeicheleien verzärtelten Ohre beinahe so bitter, als ein Todesurtheil klingen.

Der Fürst.

Nun geh auf Deine Stube, ich habe nun zu thun.

Diana.

So? — Nun kann ich also gehn? O Sie unbarmherziger Mann!

Der Fürst.

Ich verbitte mir alle weitere Anmerkungen bei meinen Befehlen — Sie gehn, Demoiselle!

Diana.

Diana.

Unbegreiflich! Wer hat mich denn hergeholt — und nun soll ich gehn.

Der Fürst (pikant.)

Ja! denn ich habe zu thun.

Diana kann ihren Unwillen nicht mehr zurückhalten.

Haben Sie etwa wieder ein Todesurtheil zu unterschreiben?

Diana wußte selbst nicht, wie ihr dies herausfuhr und warum sie dies sagte; aber es war nun einmal heraus, und der Fürst zitterte vor Wuth, und seine Augen rollten fürchterlich wild umher.

Der Fürst.

Heraus, sag ich!

Diana.

Ja! ich gehe, um es — —

Der Fürst.

Betteldirne! was für Drohungen!

Diana.

Ja! ich will es der ganzen Welt sagen, wer Sie sind, und wie Sie mich behandeln.

Der Fürst.

In Gottes Namen! Man wird die Betteldirne verlachen!

Diana (mit Stolz.)

Ich war mehr, als Sie, eh' Sie mich verführten, ich war ein reines, gutes, unschuldiges Mädchen, war die geliebte Tochter eines redlichen Vaters; aber Sie haben mich zu einer Betteldirne gemacht — Sie haben Recht! Sie haben mich verführt!

So eben tritt eine stattlich angezogene Dame, die erste Maitresse des Fürsten, herein, ergreift des Fürsten Hand vertraut und frägt, was es hier gibt, warum es so laut ist?

Der Fürst.

Eine Betteldirne macht mir hier den Kopf warm.

Die Dame.

Dafür ist ja wohl guter Rath.

Diana.

Verzeihen Sie, meine Dame, wer Sie auch sind, Sie können hier Schiedsrichterinn seyn.

Der Fürst (sie unterbrechend.)

Verzeih, liebes Viekchen, ich hatte mir den Spaß gemacht, dies Mädchen zu meiner Gesellschaft diese Nacht zu wählen, und nun ist sie betteltrotzig.

Die

Die Dame (zum Fürsten.)

Das ist die Folge davon, daß Sie Sich so wegwerfen.

Der Fürst.

Sie kam ja selbst zu mir gelaufen diese Nacht.

Diana greift sich mit den Händen nach den Haaren — o, um Gottes Willen, bringen Sie mich nicht auf.

Die Dame.

Ich möchte wohl sehn, was sich da erheben würde, wenn so ein pauvres Geschöpf ärgerlich würde.

Diana.

Ich wette, ich bin mehr, als Sie — denn ich fühl' es noch, daß mich der Herr hier entehrt hat; aber Sie fühlen es nicht mehr!

Die Dame.

Sie ist zum todlachen; komm, Lieber, wir wollen uns mit ihr amüsiren.

Der Fürst.

Nein! Nein! Ich hab' ihr schon die Thüre gewiesen.

Die Dame.

Und sie geht nicht?

Diana (voll Ehrgefühl zum Fürsten.)

Nein, nicht eher, als bis Sie widerrufen, daß ich nicht zu Ihnen gekommen bin, sondern daß Sie mich aufgesucht haben.

Die Dame.

Ich merke an Ihr, Sie ist schon alt geworden in den Kunstgriffen; geh Sie gleich heraus, ich befehl' es Ihr.

Diana.

Und ich werde nicht gehn.

Die Dame.

So wird sie herausgeworfen werden.

Diana.

Das wart' ich bloß ab.

Die Dame.

Mein Gott! Sie sind ja Fürst, so werfen Sie doch das niedrige Mensch heraus.

Diana (ruhig.)

Niedriges Mensch? Sehr wohl! Darüber kann ich mich nicht ärgern; denn das bin ich nicht; aber dennoch soll es die ganze Welt hören, daß Sie mich so genannt haben; ich bitte Sie, eh' Sie mich ganz in wüthende Verzweiflung stürzen, hören Sie erst, ob ich Ihre Behandlung verdiene?

Der Fürst.

Sie braucht das nicht zu wissen.

Die Dame (Naserümpfend.)

Verzeih, Lieber, nun will ich's wirklich wissen.

Der Fürst.

Ich habe ihren Vater vom Tode gerettet; edler kann man doch wohl nicht handeln.

Diana.

Was Sie auch nach der Gerechtigkeit schon hätten thun müssen, und was Sie sehr schlecht angefangen haben.

Die Dame.

Aber welche Impertinencen!

Diana.

Nichts als lautre, reine Wahrheit, urtheilen Sie, meine Gnädige.

Itzt ließ sich die Dame auf's freundlichste zum hören herab; Diana hatte ohne Wissen ihr dieses Beiwort gegeben.

Der Fürst.

Heraus! Ich befehl' es, gleich heraus! Was will das Mensch hier!

Die Dame.

Nein! ich befehle, Sie soll bleiben.

Der Fürst.

Und ich befehle, Sie soll gehn.

Die Dame.

Sind Sie unklug? Begegneten Sie mir je so?

Der Fürst (wild.)

Ihr schändliches Weiberzeug, ich will mit euch allen nichts mehr zu schaffen haben.

Die Dame (spöttisch.)

Also hätt' ich wohl gar meinen Abschied? Ha, ha, ha! Es kostet mir ja nur einen Blick.

Der Fürst (in voller Furie.)

Das will ich euch doch sogleich zeigen! (er ruft aus der Thüre: Wache!

Die Wache tritt herein.

Die Dame (zum Fürsten.)

Ich befehle, daß Sie sie sogleich abgehn lassen — oder soll ich herausplatzen.

Der Fürst.

Womit? ich weiß von nichts.

Die Dame.

Soll ich heraus mit allen Ihren Geheimnissen?

Diana (die Muth erhält.)

Haben Sie mich nicht verführt?

Der Fürst.

Heraus, sag ich! Ihr Bestien — Greift sie an!

(Die Dame (die von der Wache ergriffen wird.)

Was? Die Wache mich fortschleppen? Haben Sie nicht den Kammerrath vergiften lassen wollen, um seine Frau zu Ihrer Hure zu machen?

Haben Sie mir nicht eingestanden, daß Sie mit Ihrem Friseur sich schändlich eingelassen haben?

Haben Sie nicht den Vater dieses armen Mädchens bloß darum sterben lassen wollen, damit sie Ihnen desto sichrer in die Hände fällt?

Dies ströhmt ihr alles fort, keine Wache kann sie zurückwehren — der Fürst sinkt zurück auf einen Stuhl.

Haben Sie mich nicht meinen Eltern gestohlen, und mit dem niederträchtigen Pfaffen mich verkuppelt? *)

Haben Sie nicht auch mit meiner jüngsten, unerwachsenen Schwester Unzucht getrieben?

*) Die Geschichte dieser Dame befindet sich in dem 2ten Theile der Raritäten von Berlin.

Haben Sie nicht bloß um Ihrer lüderlichen Absichten halber, die Losgabe jenes Pfarrers Sohn erschwert, damit sich seine Schwester erst Ihnen in die gottlosen Arme werfen sollte — und hab' ich sie nicht noch von dem Lasterwege errettet? Was können Sie von mir wissen, hab' ich nicht tausend Ungerechtigkeiten unterdrückt — o wüßtest du es, du gutes, schwaches Volk!

Itzt springt er wüthend auf: bringt die Kanaille ins Tollhaus, ihr seht, sie ist verrückt — ich beschwör' Euch meine Unschuld an allem, sonst könnt' ich auch wohl nicht so ruhig sitzen.

Die Dame.

Nun so soll Dich Gott richten, Du schändlicher Unmensch!

Der Fürst stößt sie itzt mit dem Fuße, sie springt an ihn und greift ihm nach der Kehle, daß er braun und blau wird.

Hülfe! schreit er. Mord! Hülfe!

Die Wache schleppt sie fort. Ihr seid Zeugen, sagt er, sie hat mich umbringen wollen — ins tiefste Gefängniß — wo der letzte Mörder saß — beide Kanaillen zusammen — kein Mensch soll mit ihnen reden!

Dianen nahm die Dame (wie wir sie auch noch itzt nennen wollen) in die Arme, und nun ging sie mit Zähnknirschen und Lachen fort und Diana sah vor sich nieder und hatte keinen Ausdruck für ihren Jammer.

Der Fürst war außer sich; er beschloß die fürchterlichste Rache; er ließ sogleich seinen Kammerdiener kommen; dieser war sein Vertrauter, und wußte selbst um die Geheimnisse, die ein kluger Mann kaum einmal seinem Weibe mittheilt.

Ein schwacher Fürst muß auch die größte Kleinigkeit mittheilen; sie hat in seinem kleinen Herzen eben so wenig Platz, als die wichtigste Sache, und daraus entsteht dann oft das größte Unheil.

Der Kammerdiener war nicht so klug, dieser gefährlichen Nähe des Fürsten auszuweichen; je näher, desto besser! er drängte sich nach Geheimnissen, ohne daran zu denken, daß er als Mitwisser und Mitwürker einst dafür auch mitbüßen könne.

Er hatte vorher schon im Nebenkabinet gehorcht, und wußte schon alles, was vorgegangen war; doch verrieth sein Gesicht das nicht.

Der Kammerdiener.

Was befehlen Ew. Gnaden?

Der Fürst.)

Was denkst Du Dir von der saubern Dame, die ich eben habe transportiren lassen?

Der Kammerdiener.

Daß sie nichts taugt — das hab' ich lange gemerkt.

Der Fürst.

Denke Dir, alle unsre Geheimnisse will sie verrathen; ich bitte Dich, rathe mir!

Der Kammerdiener zuckt mit den Achseln.

Der Fürst.

Ich bitte Dich, rede und siehe zu, daß wir nicht in Verlegenheit kommen.

Der Kammerdiener.

Sie sehn's doch nun selbst, gnädiger Herr, daß die Weiber nichts taugen; hätten Sie mir's allein anvertraut, so hätte kein Teufel etwas davon erfahren sollen.

Der Fürst.

Sei doch nur ruhig und rathe, was wir da anfangen, daß die das Maul hält.

Der Kammerdiener.

Wenn die besten Pferde nur nicht immer das wenigste Futter bekämen, dann wollt' ich wohl sprechen.

Der Fürst.

Nun, Du sollst 30 Rthlr. Zulage haben, sei doch nur ruhig, hier ist bei Verzögerung Gefahr.

Der Kammerdiener.

Lassen Sie mich einmal selbst mit den beiden armen Sünderinnen sprechen, ich will sie einmal erst ausholen, und dann will ich rathen.

Der Fürst.

Bravo! sei klug, Du sollst belohnt werden; ich weiß auch gar nicht, wie mich meine Hitze so übernehmen konnte — hätt' ich doch lieber nachgegeben, hätt' ich die Güte versucht.

Der Kammerdiener.

Sie dürfen sich ja nichts vergeben — Sie sind Fürst; ich gestehe Ihnen so, die Madame war mir lange im Wege; sie hat's nie gut gemeint; ich habe immer dazu geschwiegen, ob es mir gleich nicht lieb seyn konnte, daß Sie ihr meine Tochter nachsetzten; ich dächte, meine Tochter wäre doch nicht weniger schön.

Der Fürst.

Du hast Recht! Ich habe darin gefehlt, will aber alles wieder gut machen. Deine Tochter soll 200 Rthlr. jährlich mehr haben — sage nur, wie ich aus der Verlegenheit komme?

Der Kammerdiener.

Sorgen Sie nicht — es soll alles gut gehn; halten Sie nur meine Tochter recht ehrenwerth, sie wird sich schon noch recht gut appliziren.

Der Fürst (der sich hier kaum des Lächelns erwehren kann.

O das hat sie schon gethan; sie spielt ihre Rolle recht gut.

Der Kammerdiener.

Nun das freut mich, daß sie mir keine Schande macht.

Mit diesem letzten Ausdrucke, den man von der einen Seite belachen, und über den man von der andern Seite die Zähne knirschen möchte, empfahl sich der Kammerdiener.

Der Fürst rief ihm nach: nun besorge ja alles recht gut, daß Du mir und Dir Ehre machst.

Der Kammerdiener (hereinrufend.)

Sie sollen alles wiederrufen, dafür steh' ich, aber einige Geldrollen wird es kosten.

Der Fürst.

Und wenn's mir mein bestes Landgut kostete, rette mich nur aus der Verlegenheit.

Wir

Wir besuchen itzt unsre beiden Gefangnen.

Diana war außer sich vor Jammer; sie saß mit der zugleich gefangnen Maitresse in einem Gefängnisse — in eben demselben — o schrecklich! schrecklich! in welchem ihr Vater gestorben war.

Hier konnte sie nun wieder ihrer Traurigkeit recht nachhängen; alles erinnerte sie hier an ihren theuren Vater.

Dort an der Wand stand sein Name und der unglückliche Tag, an welchem er in dieses Unglück fiel.

Hier fiel sie nieder auf die Erde, scheute sich nicht vor ihrer Mitgefangnen und richtete ihr thränend Auge nach diesem Namen hinauf: ach zürne nicht, so sprach sie, zürne nicht mehr, Geist meines Vaters, ich dulde und büße ja nun genug; versöhne dich mit mir. Alles was ich that, that ich ja doch aus Liebe für dich; war Liebe und Sorge für dein Leben nicht die ganze Veranlassung meines Schrittes? was kann ich dafür, daß mich Menschen so mißbrauchten. O segne mich, Geist meines Vaters; nur noch einmal segne mich; ich will meine Sünden abbüßen, will dann gern sterben, dann sollst du dich meiner nicht schämen vor Gott. Ach! könnt' ich dich nur noch einmal um-

armen, nur einmal zu deinen Füßen weinen — dann würdest du mir so gern vergeben, du würdest mir deine Hand auflegen und rufen: sei getrost, meine Tochter! Weine nicht mehr!

Ach, noch kommt kein Trost in meine Seele! — willst du mich nicht erhören? Willst du mir denn nicht vergeben? Mein Herz hat ja so wenig Theil daran genommen.

Sei ruhig, liebes Mädchen, sprach ihre Mitgefangne; mache Dir darüber keine Grillen; ich will Dich nicht verlassen; denn ich sehe, Du bist es werth; glaube mir, ich bin nicht so verwildert, als die Damen meines Standes wohl häufig zu seyn pflegen, ich bin so schrecklich verführt, Du sollst meine Geschichte hören. Verzeih mir, wenn ich Dir nicht so begegnete, als ich sollte; es konnte mir, da ich bei dem Fürsten war, nicht gleichgültig seyn, ob ich eine Nebenbuhlerinn hatte oder nicht; Du wirst Dir das selbst denken können — kannst Du mir's vergeben?

Diana.

Von ganzer Seele; hab' ich Sie doch schon lieb gehabt, eh' ich Sie noch persönlich kennen lernte.

Wie das?

O ich kenne Sie durch Ihre edle That gegen unsers Predigers Sohn!

Weißt

Weißt Du das? O die Friederike ist ein prächtiges Mädchen, der Fürst wollte sie verführen, setzte die Rettung ihres Bruders darauf; was ich zur Verhinderung dieses Schrittes that, rechn' ich mir als ein kleines Verdienst an. Du sollst sehen, liebes Kind, ich bin Deiner nicht unwerth; ich bin noch nicht ganz tief gesunken; aber wehe dem, wer einmal in dieser Karriere ist!

Was werden Sie aber nun anfangen?

Dem Fürsten nicht nachgeben.

Aber verzeihen Sie, wovon denn leben?

Eine Pension kann er mir gar nicht vorenthalten.

Wenn er aber nun alles thut?

Er kann nicht mehr thun, als ich thun kann; ich habe ihn ganz in meinen Händen. Gottlob, aber ich kann mir das Zeugniß geben, ich habe mich nie zu einem seiner bösen Anschläge brauchen lassen, ich habe immer widerstanden; Stillschweigen hielt' ich für Pflicht. Daß ich im Zorne manches vorhin verrieth, quält mich genug; aber Hitze ist auch mein größter Fehler, da vergeß ich mich so leicht.

Wer hätte sich es wohl träumen lassen sollen, daß diese beiden je so freundschaftlich gegen einander

seyn würden; für Dianen war es allerdings gut, daß sie an diesem für sie so schrecklichem Orte nicht allein war; denn wo hätte sie Muth hernehmen wollen, hier eine Nacht zu durchleben! Was würde da ihre Schreckenschwangere Phantasie ihr zu schaffen gemacht und für schauerliche Dinge vorgestellt haben! Sie dankte deswegen ihrer Gesellschafterinn herzlich für ihr Gutmeinen mit ihr, und bat sie, sie nicht zu verlassen.

Indem sie noch so sprachen, trat der vorerwähnte Kammerdiener herein.

Gehorsamer Diener, meine schönen Damen.

Ohne Umstände, was wollen Sie?

Alles Gutes, wenn Sie mir nur zuhören wollen.

Wir sind ganz Ohr.

Der Kammerdiener.

Ich komme lediglich für mich her, (zu Dianens Gesellschafterinn) Sie dauern mich.

Ich weiß nicht, ob ich das zu beklagen oder mich —

Der Kammerdiener (ins Wort fallend.)

Nein! Nein! Es ist kein Spaß, hören Sie nur erst — ich will Sie nur warnen! —

Das

Das heißt bei Ihnen wohl so viel, als einen erst in den Sumpf hineinführen?

Der Kammerdiener.

Bei meiner Ehre, ich sage die Wahrheit — der gnädige Herr hat Ihnen den Tod geschworen, und Sie sollen auf sein Machtwort in diesen Tagen als eine Fürstenmörderinn aufs Schaffot geführt werden.

Man wird mich doch erst verhören?

Der Kammerdiener.

Der gnädigste Herr haben ausdrücklich befohlen: ohne Zeugen und Verhör; denn Sie sind von der Wache überwiesen.

Diana.

Um Gottes Willen, was fangen Sie nun an! und ich? (zum Kammerdiener)

Der Kammerdiener.

Sie sollen auf Gnade sitzen!

Diana.

Was heißt das, und was hab' ich denn gethan?

Der Kammerdiener.

Das heißt: bis an den Tod; denn die großen Herrn sind am gnädigsten, wenn die Leute tod sind, die sich gegen sie vergingen.

Diana.

Um Gottes Willen! Nennt Ihr das hier Gerechtigkeit?

Die Fremde.

Suche hier Gerechtigkeit! (sie lacht) Wenn Du ein Wild im Walde wärst, dann schösse man Dich doch nur zu einer, mit allen übereingekommnen Zeit tod — freilich immer eine klägliche Gerechtigkeit; aber sie ist denn doch genau und bestimmt.

Der Kammerdiener.

Ja, wie gesagt, Sie dauern mich.

Die Fremde.

Sollen Sie etwa die Stelle des Scharfrichters bei mir übernehmen?

Der Kammerdiener.

Ei, was trauen Sie mir zu! — ich kann nicht einer Taube den Hals umdrehen, nicht einen Finger bluten sehn.

Die Fremde.

Aber die Unschuld verkuppeln, Ihre eigne Tochter dem Fürsten zur Unzucht überliefern — das können Sie!

Der Kammerdiener.

Verzeihen Sie — was thut man nicht, um sein Bischen liebes Brod zu haben; aber von etwas anderm zu sprechen — ich weiß einen guten Rath.

Die Fremde.

Der letzte, den wir annehmen würden.

Der Kammerdiener.

Nun, nun, es kömmt darauf an, daß Sie ihn erst hören; ich dächte, Sie machten sich unter der Hand aus dem Staube.

Diana.

Ach! wenn das anginge — und wenn ich betteln sollte.

Der Kammerdiener (zu Dianen.)

Nun, reden Sie nur fleißig zu, es soll schon gehn.

Die Fremde.

Und wie wollten Sie das anfangen?

Der Kammerdiener (mit behaglichem Tone.)

Was ist mir unmöglich!

Die Fremde (vor sich.)

Ja wohl! (laut) Nun, sagen Sie uns doch Ihre Maaßregeln!

Der Kammerdiener.

Nichts ist leichter; wir schenken dem Gefangenwärter fleißig ein.

Die Fremde (zu Dianen von der Seite.)

Merkst Du, wie dem gnädigsten Herrn das Herz klopft, wie das Gewissen schlägt, er weiß zu gut, wie sehr ich ihm schaden kann; aber ich will's ihm nicht so leicht machen.

Der Kammerdiener.

Nun, können Sie sich dazu entschließen?

Die Fremde.

Nein! Ich bleibe hier! Man soll mein Verbrechen untersuchen; das Land soll doch sehen, was für Greuelthaten an unserm Hofe ausgeübt werden.

Der Kammerdiener.

Was werden Sie gegen den Fürsten ausrichten!

Die Fremde.

Alles — und dann gratulir' ich, Herr Kammerdiener!

Der Kammerdiener.

Sie werden mit Ihrem Trotze wenig ausrichten.

Die Fremde.

So viel, daß Sie und Ihr Herr sich nicht nach mehrerm sehnen sollen.

Der Kammerdiener.

Also wollten Sie sich nicht zur Flucht bequemen?

Die Fremde.

Nein! ich will rechtmäßig losgelassen seyn, und verlange Entschädigung und Ehrenrettung; der Fürst hat mich auf 10 Jahr engagirt, und nach Verfluß dieser, hat er mir Pension auf Lebenszeit versprochen. — Wenn er dies Versprechen hält — dann will ich gehn — eher nicht!

Diana.

Aber Liebe, retten Sie sich doch, wenn der Fürst nun auf seinem Kopfe besteht —

Die Fremde (leise zu Dianen.)

Laß mich, ich weiß zu gut, daß er ein Poltron ist, im ersten Augenblick ein Wütrich, im andern ein Bähschaaf —

Verlaß Dich auf mich, er geht alles ein, was ich will.

Diana (weint.)

Wer weiß auch — wenn Sie hier bleiben, muß ich ja auch hier bleiben.

Die Fremde.

Das sollst Du nicht; Du sollst frei seyn, ehe noch 2 Tage vergehen, und will er das nicht, so

mach' ich Deine Freiheit geradezu mit zur Bedingung bei meiner Entschädigung, Du sollst sehen, was ich vermag. (zum Kammerdiener) Sagen Sie, was Sie gehört und gesehn haben, Ihrem Fürsten, und fügen hinzu, daß ich die Wahrheit eben so wenig, als den Tod scheue!

Der Kammerdiener.

Also richt' ich gar nichts aus?

Die Fremde.

Wenn Sie meine Bedingungen erfüllen, sonst mit nichts in der Welt.

Diana.

Aber bitten Sie doch nur für mich, daß ich loskomme.

Die Fremde.

Schäme Dich, Diana, wer Gerechtigkeit fordern kann, darf nicht um Gnade betteln; (zum Kammerdiener) meinetwegen mach' er nicht eine freundliche, bittende Miene.

Der Kammerdiener ging und versprach alles auszurichten.

Das bin ich überzeugt, sprach Diana, daß der alles genau ausrichtet; denn das ist seine rechte Hand und sein Herz.

Diana.

Diana.

Wenn er aber den Fürsten gegen Sie anhetzte, was ist der arme Unterthan in der Hand des gegen ihn aufgebrachten Fürsten.

Die Fremde.

Genug! alles! wenn er Muth zu sterben hat. Aber glaube mir doch, das ganze Interesse des Menschen ist ja bei meiner Geschichte mit verknüpft, er sieht nichts lieber, als daß ich entlassen werde, damit seine Tochter ans Ruder kommt.

Der letzte Ausdruck, so schnell er der Fremden auch entfuhr, so richtig war er doch; in jeder Bedeutung traf er.

Diana traute dem Dinge doch nicht so recht; das Sprichwort: mit großen Herrn ist nicht gut Kirschen essen, hatte sich so festgesetzt in ihrer Seele, daß ihr aller Muth zu trotzen verging.

Unterdessen langte der Kammerdiener bei dem Fürsten an und sagte nun alles wörtlich wieder, und übertrieb die Drohungen so viel als möglich.

Der Fürst war so engherzig, alles für baare Wahrheit anzunehmen, und er unterredete sich deswegen mit dem Kammerdiener über die Maßregeln.

Was soll ich nun thun?

Der Kammerdiener.

Sie so bald als möglich fortschicken.

Der Fürst.

Aber wohin, daß sie mir nicht schadet?

Der Kammerdiener.

Ueber die Grenze.

Der Fürst.

So ohne allen Vorwand, wie kann ich das, und wie wird sie sich das gefallen lassen?

Der Kammerdiener.

Solche Geschöpfe lassen sich für Geld alles gefallen.

Der Fürst.

Ich bin bei dieser vom Gegentheil' überzeugt; wenigstens würd' es eine ziemliche Summe seyn müssen, wenn es sie gewinnen sollte; ich habe nie ein Frauenzimmer von größerm Ehrgeiz und wilderem Trotz gesehn, als sie.

Der Kammerdiener (heuchlerisch.)

Wirklich? Ja, dann muß es wohl eine große Summe seyn.

Der Fürst.

Ich setze 6000 Rthlr. dafür aus; diese kannst Du ihr morgen früh auszahlen; ihr gibst Du fünf und der Diana eintausend — und beredest sie, fortzugehen.

Der Kammerdiener (vor sich.)

Ach! Wie einfältig! — Ich will alles wohl machen.

Der Fürst.

Oder noch eins, biete Ihnen meine Gnade und Verzeihung an — ich will alles vergessen haben.

Der Kammerdiener.

O das glauben sie nicht.

Der Fürst.

Ich will ihnen den Pardon schriftlich überschicken.

Der Kammerdiener.

Sie vergessen, gnädigster Herr, daß die Dame sehr trotzig ist; auch hat sie mir ausdrücklich nachgerufen: sie will keine Gnade, und dann wären Sie bei der ersten Gelegenheit doch wieder in ihrer Gewalt, und vor ihrer Verrätherei nicht sicher; aber das schwör' ich Ihnen, auf meine Tochter können Sie sich, wie auf den Teufel selbst, verlassen.

Der

Der Fürst.

Nun gut, alles wie Du willst.

Der Kammerdiener ging.

Man sieht wohl, der Herr und sein Kammerdiener waren ein paar wirklich einfältige Tröpfe, und hätte auch einer von beiden einmal einen gescheuten Einfall haben können, so wurd' er doch gewiß immer äußerst unklug ausgeführt.

Dem Kammerdiener war bei der ganzen Geschichte für nichts weiter bange, als daß sie sich wieder einschmeicheln und dann seiner Tochter in ihrer Nahrung schaden möchten; er beschloß nun, alles aufzubieten, sie ganz aus des Fürsten Augen zu entfernen; er begab sich deswegen wieder zum gnädigsten Herrn.

Ja, gnädigster Herr, über die Grenze müssen sie beide.

Der Fürst.

Aber das wird Aufsehen machen; ich will sie lieber begnadigen.

Der Kammerdiener.

Ums Himmels Willen nicht — was würde das Land sagen; es ist schon überall bekannt, daß sie Sie hat ermorden wollen.

Der

Der Fürst.

Ja! Du hast Recht — ich darf nicht.

Der Kammerdiener.

Sie müssen gutwillig aus dem Lande gehn.

Der Fürst.

Wie willst Du das anfangen — das ist unmöglich.

Der Kammerdiener.

Lassen Sie mich nur machen.

Der Fürst.

Aber werden sie nicht außer Landes auch mich verläumden, kann ich ihnen das Maul da stopfen — und kann das mir nicht sehr schaden?

Der Kammerdiener.

Das will ich alles schon machen; wir müssen nur verhüten, daß es im Lande kein Aufsehn macht; vor allen Dingen fertigen Sie nur einen Schein aus, daß der Gefängnißmeister sie laufen läßt; und in der Stadt soll's denn heißen, sie ist im Gefängnisse gestorben — das will ich alles schon machen.

Der Fürst.

Aber Diana?

Der Kammerdiener.

Je nun, die haben Sie freigelassen, und bei Nacht und Nebel über die Grenze geschickt.

Der Fürst.

So könnt's ja bei der andern auch heißen.

Der Kammerdiener.

Ja — nein! — das geht nicht; dazu ist ihr Verbrechen zu groß, das Volk glaubt dann, ihre Aussagen sind wahr, und Sie fürchten sie.

Der Fürst.

Ja! ja! Du hast Recht!

Der Kammerdiener.

Nun setzen Sie sich nur und schreiben den Loslassungsschein.

Der Fürst.

Wie soll ich das aber machen — der Gefängnißmeister wird ja —

Der Kammerdiener.

Nein! Nein! Setzen Sie sich nur und schreiben.

Der Fürst setzt sich und schreibt.

Der Kammerdiener diktirt:

Ich befehle euch hiermit, daß ihr die beiden in Verhaft sich befindenden Frauenzimmer sogleich loslasset, und dann vorgeben sollt, daß die eine im Gefängnisse gestorben, und daß die Diane —

Der Fürst (hält inne und besinnt sich.)

Und daß die Diana? — —

Der Kammerdiener.

Nun, haben Sie's?

Der Fürst.

Nein, das geht nicht!

Der Kammerdiener.

Ach, schreiben Sie doch nur — es geht.

Der Fürst.

Nein! da sieht die Lüge klar heraus; daß sie beide fortgelaufen sind, wird man sagen.

Der Kammerdiener.

Nun, so mögen sie sich beide aufgehängt haben.

Der Fürst.

Nun, wenn das gut geht, geht alles.

Der Kammerdiener.

Lassen Sie mich sorgen — wir könnten sie zwar wohl beide entwischen lassen.

Der Fürst.

Aber der arme Stockmeister!

Der Kammerdiener.

Den begnadigen Sie nachher.

Der Fürst.

Ja, das geht an.

Der Kammerdiener.

Oder noch besser — lassen Sie sie beide heimlich umbringen — dazu findet sich ja wohl jemand.

Der Fürst.

Du bist ein abscheulicher Mensch!

Der Kammerdiener.

Alles nur aus Liebe zu Ihnen, sonst kann ich keinen Hund tödten.

Der Fürst.

Du verständest Dich wohl also selbst dazu?

Der Kammerdiener.

Wenn's nicht anders wäre — zur Noth — — aber nein! — ich besinne mich, es ist besser, wenn wir sie entwischen lassen — die 6000 Rthlr. werden schon helfen und anspornen; mit dem Gefangenwärter will ich schon zurecht kommen; lassen Sie mich nur sorgen.

Ich mache über die wirklich dumme Vertraulichkeit zwischen Herrn und Diener und über die erschrecklichen Dummheiten in ihren Plänen überhaupt keine Anmerkungen, ob ich es gleich nicht für überflüßig hielt, dem geneigten Leser diese geheimere Unterhaltung, die ein Lakai im Nebenzimmer hörte, mitzutheilen.

Unterdessen ward es Nacht. Dianen ward es nun mit jeder Stunde der sich nähernden Mitternacht schrecklicher und schauerlicher zu Muthe.

Sie lag mit ihrem Kopf' auf der harten Pritsche; denn der Gefängnißwärter hatte bis itzt noch den strengsten Befehl, bei Verlust seines Dienstes, sie nicht in seine Stube kommen zu lassen, ihnen weder Bett, noch andere Nahrung, als Brod und

ser zu geben, und Diana war eben so wenig wie ihre Mitgefangne vor Verdruß darauf gefallen, seine Pflichttreue durch Geld in Versuchung zu führen.

Wenn nur die schrecklichen Augen diese Nacht nicht wieder erscheinen! Diana zitterte der Mitternachtsstunde entgegen, und ihre Gesellschafterinn, der doch mitunter auch nichts Gutes ahnden mochte, weil der Kammerdiener gar nicht wiederkam, war von dieser Furcht um ein großes angesteckt.

Beide sahen mit starren Augen in die schwarzen Winkel und suchten sich die Furcht durch lautes Sprechen mit einander zu vertreiben, oder doch ihre Gedanken zu zerstreuen.

Itzt schauerte Diana fürchterlich zusammen und hatte kaum Herz, ihre Gesellschafterinn anzustoßen. Sacht flüsterte sie: Du bist ja so starr, Du siehst doch wohl nicht etwas?

Ach, ich weiß selbst nicht, wie mir so entsetzlich angst und bang' ist. Horch! da schlägt's 11 im Thurme!

Rücke näher her zu mir.

Draußen heulte und pfiff der Wind; die kleine düstre Nachtlampe warf dämmernde, grausige Schatten um sich her; und die Eulen kreischten um den Thurmknopf.

Gott im Himmel! Was bewegt sich da?

Ich sehe nichts, Du graust Dich auch zu sehr; es ist ja Dein eigner Schatten!

Kein Wunder wär's nicht, wenn hier die Geister sich herumtrieben — was mögen hier für Unglückliche schon geseufzt und sich zu Tode gehärmt haben!

Ja wohl, Du hast Recht.

Laß uns von etwas anderm sprechen.

Wir wollen uns nicht mehr fürchten — es ist ja alles zugeschlossen. Wenn ich nur schlafen könnte.

Ach schlaf um Gottes Willen nicht ein, wache! ich bitte Dich. Ist Dein Vater nicht in diesem Gefängnisse gestorben?

Ach — ja — erinnere mich nicht daran — er wird mir gewiß erscheinen. Horch — flüstert da nicht etwas draußen?

Nein! ich höre nichts.

Ja, ja! Horch!

Ich höre nichts — es ist Einbildung!

Ach könnten wir entfliehen!

Itzt wünscht' ich's auch; mir ist dumm zu Muthe.

Wir wollen recht viel mit einander sprechen.

Ja, ich weiß nichts — wenn Dein Vater hier nur nicht gestorben wäre. Ach, mich friert entsetzlich!

Du steckst mich an mit Deiner Furcht; laß seyn, ich will etwas singen.

Sie singt:

Ins Rabenschwarze Mohrenland
War lieb Gertrudchen hingebannt —
Nun hört, was da geschah u. s. w.

O, halt ein! singe nicht — ich sehe da etwas —

Um Gottes Willen, Mädchen, so bange Dich doch nicht so sehr; es ist ja nichts da —

Ja! Siehst Du, in jenem Winkel?

Ich sehe — nichts — was ist's denn?

Ach! Gott erbarme dich — hörst Du?

Es poltert — es wird nebenan seyn; in der Nacht klingt das so nahe.

Siehst

Siehst Du das schreckliche Thier?

Es ist eine Ratte, eine Wasserratte, siehst Du — sie flieht ja vor uns.

Nein! siehst Du — —

Zittre doch nicht so, armes Mädchen, es ist gewiß nichts anders.

Man hörte itzt Thüren knarren — es war die Thür des Gefängnißwärters; Dianens Furcht wurde immer größer.

Sieh, da komm etwas her!

Gott im Himmel, was ist Dir?

Siehst Du es nicht?

Ja — mir deucht auch — Aber es ist gewiß unsre Einbildung, ich will drauf zu gehn.

Um Gottes Willen nicht, siehst Du das Gesicht — am Fenster?

Ich sehe nichts — Du bist toll — ich gehe drauf los.

Ach, erbarme Dich meiner, bleib, ich lasse Dich nicht.

Diana warf sich ihr zu Füßen und umfaßt sie angstvoll, und ihre Zähne klapperten laut — sie hatte — keine Stimme — keinen Athem mehr.

Die Fremde schrie itzt in voller Angst Hülfe: weil sie so eben ein Leichenblasses Gesicht durch das Fenstergitter sah.

Was ist denn, rief der Wärter?

Ach Hülfe! Hülfe! schrie sie wieder.

Der Wärter eilte sogleich an ihre Thür und schloß auf.

Was ist Ihnen denn?

Erbarm er sich um Gottes Willen, lieber Freund — ich will's ihm gern bezahlen, bleib er bei uns.

Aber mein Gott, was ist denn?

Wir grauen uns hier zu Tode.

Was hat's denn gegeben?

Ein Geistergesicht.

Ja, das ist hier nichts neues; ich sehe zwar mein Tage nichts, mich mögen sie wohl nicht riechen können.

Itzt erholte sich Diana, und blickte auf und flehte den Wärter um Rettung.

Ja, ich darf nur nicht, sonst wollt' ich Sie vorn mit in meine Stube nehmen.

Hier, lieber Freund, hat er Geld.

Nun so kommen sie!

So eben, als er die Thür wieder zurückstoßen will, tritt eine lange, weiße todenbleiche Figur mit einem langen Sterbekleide vor die Schwelle.

Herr Gott! schreien alle — die beiden Frauenzimmer fallen zur Erde; der Wärter prallt weit zurück.

Mit dumpfer, hohler Stimme spricht itzt die Figur: Entflieht, sonst müßt ihr sterben!

Sie wiederholt: Entflieht über die Grenze; der Tod schwebt über euch!

Und zum drittenmale spricht der Geist: Entflieht! — ich warne Dich, meine Tochter — der Tod ist morgen hier!

Die Schlüssel her! ruft der Geist dem erschrocknen Wärter zu. Er gibt sie.

Diana liegt mit der andern auf der Erde und stößt die klappernden Zähne vor Frost auf die Steine.

Entflieht sogleich! wiederholt die Stimme, und winkt mit der Hand. Dianens Gesellschafterinn sah in der völligsten Angst doch itzt, daß der Wär-

ter dem Geist zuwinkte, als wenn er sagen wollte: nun ist's genug! nun geh nur; das war ein Blitz in ihre Seele, ein anderer Blitz schoß von dem Brillant eines Ringes, den der Geist an der Hand trug, in ihre Augen — und in dem Augenblicke, ohne daß sie es selbst wußte, sprang sie auf und stürzte mit wildem, verzerrtem Gesicht auf den Geist zu und riß ihm den Schleier ab — und siehe! — Diana! sieh hier —

Da stand der ehrsame Kammerdiener, der nicht wußte, wie ihm geschah.

Diana starrte und staunte.

Was soll diese Maske, du Betrüger — fuhr ihn die Fremde an, und hatte vor verzweiflungsvoller Wuth, welche von der ausgestandnen Angst sich noch nicht mächtig war, ihre Hände in sein Haar gefaßt.

So laßt mich doch, schrie er — ich mein' es ja gut mit euch!

Nein! bis du deine ganze Schandthat gestehst — was führst du im Schilde?

Nichts als eure Rettung!

Die Fremde hatte ihn noch immer in der Wuth bei den Haaren und stand, da sie ihn neben sich niedergerissen hatte, mit dem Fuß' auf seiner Kehle.

Der

Der Wärter konnte vor Schreck nicht ein Wort herausbringen, er stand, wie Diana, als ein Marmorbild da.

Gesteh! Was sagt der Fürst, rief die Wüthende ihm zu.

Der Bösewicht lag itzt ohnmächtig da.

Wasser her! rief sie mit fürchterlich schreiender Stimme.

Ich will ja alles — gern gestehen — rief er itzt von der Erde auf.

Ich bin unschuldig, ich bin dazu verführt — mir verzeihen Sie's nur, sprach der Wärter; er kam mit einem Befehl vom Fürsten.

Was stand im Befehl? — (sie setzt ihm den Fuß fester auf die Gurgel) Freiheit! Freiheit! (röchelt er.)

Wo ist der Befehl?

Der Wärter überreicht ihn.

Sie liest — aufgehängt? Nein, das soll man nicht von mir sagen — ich will seinen gnädigen Herrn selbst sprechen.

Ich will Ihnen ja alles gestehn.

Und (zum Wärter) wie hat er uns so schändlich betrügen können?

Das Geld verblendete mich dazu.

Was für Geld?

Er bot mir eine große Summe Geldes, wenn ich ihm diesen Betrug mit ausführen hälfe.

Wo hattest du das her, Schurke — gesteh, oder ich ermorde dich.

Vom Fürsten.

Du solltest es mir geben?

Ja — ja! Alles.

Und durch die Betrügerei mit dem Geist wolltest du mich ohne Geld abfertigen und laufen lassen?

Ja! ich gestehe alles.

Wie viel ist's?

Sechstausend Thaler!

Es ist mehr — gesteh! (zum Wärter) Hol' er die Peitsche, Freund — ich verspreche ihm ein gutes Douceur — die Kanaille muß alles gestehn — er hat den Fürsten betrügen wollen, hol' er die Peitsche.

Ich gestehe ja alles — ein Tausend sollte Diana davon haben; aber Sie sollen, um den Fürsten

nicht

nicht unglücklich zu machen, aus dem Lande gehn und nichts von seinen Verbrechen verrathen.

Nun, Diana? hatt' ich nun Recht? Sagt ich's nicht? (zum Kammerdiener) Und wie, und wenn sollten wir fort?

Der Fürst trug mir auf, ich sollte selbst einen Wagen nehmen und Sie gleich diese Nacht fortbringen.

Wo ist das Geld?

Ich trag' es bei mir in der Tasche — es ist alles in Golde.

Nehm er's heraus (zum Wärter) (sie läßt ihn noch nicht los) Es sind 6 Düten — in jeder 1000 Rthlr.

Hier sind Deine 1000 Rthlr., Diana.

Diana war aus dem Schrecke noch nicht zu sich selber gekommen, sie nahm das Geld ohne Theilnahme und Freude.

Wo ist der Wagen, Schurke?

Den hab' ich bestellt — die Pferde sind unten angebunden.

Aber wozu, wenn du uns nicht fortbringen wolltest?

Der

Der Fürst hatte anzuspannen befohlen und ich mußte zum Schein fahren.

Hier, lieber Freund, sprach Diana zum Wärter, hier ist ein kleines Geschenk — nun bleibt's bei der Lüge: ein Geist ist ihm erschienen, hat ihm die Schlüssel abgedrungen, und wir sind entwischt; — gestraft wird er nicht, dafür darf ihm nicht bange seyn. — Nun steh' auf, Schurke, und besorge den Wagen; unter dieser Bedingung verlaß ich gern diese Gegend.

Du gehst doch mit, Diana? —

Wo Sie wollen; denn ich verdanke Ihnen mein Glück.

Der Wärter bekam von Dianens Gesellschafterinn ebenfalls ein Geschenk, und nun ging es so sacht als möglich aus dem Gefängnisse heraus.

Auf jenen Ort zu, fährt er mich, Musje, sprach sie zum Kammerdiener, damit er nicht glaubt, ich wisse den Weg nicht.

Der Kammerdiener war froh, daß er seine Gurgel gerettet hatte und setzte sich demüthigst auf den Bock und fuhr mit seinen Damen von dannen.

Sechs Meilen von hier war die Grenze, und hier waren sie noch 8 Stunden. Der Kammerdie-

ner

ner empfahl sich zu Gnaden, ärgerte sich zwar, daß er die sechstausend Thaler nicht für sich erhaschen konnte, war denn doch aber froh, daß seine Tochter nun keine Nebenbuhlerinn hatte; freue dich, meine Seele, rief er, rieb sich die Hände und fuhr mit ledigem Wagen zurück.

Wo nun weiter, sprach Diana.

Das Loos soll entscheiden.

Sie beschreiben einige Papiere mit den Namen großer Städte, da standen Hamburg, Berlin, Wien, Lübek, Bremen 2c. — Diese Papiere wurden zusammengewickelt; man legte sie in einen Hut, rüttelte sie.

Nun, wer soll ziehen?

Zieh Du, Diana.

Diana zog — da stand Berlin.

Berlin? O allerliebst, freilich weit, weit von hier; aber was schadet es, 8 Tage Extrapost — und wir sind da.

Das Herz schlug laut nach dem lieben Berlin, das man sich im Auslande als ein viel größeres Paradies denkt, als es wirklich ist, worin man sich das ungebundenste, freiste Leben träumt.

Unter-

Unterwegs wurden nun unsre beiden Reisenden die innigsten Freundinnen; man vertraute sich gegenseitig einander alles an; man beschloß, frei und ungezwungen zu leben, und im eigentlichen Verstande, das Leben zu genießen.

Sie kamen in Berlin an.

Ein paar junge Frauenzimmer, ohne männliche Begleitung, mit Extrapost, das müssen ein paar lockere Knospen seyn, sagte man sich schon bei der Post, und noch dazu schöne Frauenzimmer — Das müssen wohl galante Reisen seyn, die die machen, sagte ein Anderer.

Was Wunder, daß sich gleich hier und da ein junger Stutzer fand, der ihnen einen schönen Gasthof empfahl, und ihnen sich zum Begleiter anbot, daß hier ein wohlgeputzter, junger Jude sich mit Bijouterien und schönen, extrafeinen Batisten, Kanten, seidnen Zeugen, gestickten Sachen anbot — was Wunder, daß, um sich in dem galanten Berlin zu modernisiren, Diana nebst ihrer Gesellschafterinn mehr als 800 Rthlr. ausgegeben hatte.

Berlins junge Flüchtlinge spührten diese schönen Prisen bald aus, und ihre Artigkeit, ihr schöner Wuchs, ihre feinen Manieren, und vor allen ihr netter Anzug führte sie bei diesen Damen auch ein.

Sie ließen sich gefallen, an der table d'hote zu speisen, mußten da nothwendig manche neue und manche angenehme Bekanntschaft machen, und Diane hatte, eh' sie sich's versah, ihr Herz an einen hübschen Federbusch geschenkt.

Mit dem Herzen sind Herren dieser Art, welche Berlins junge, galante Welt besser kennen, nicht zufrieden; Diana ward also völlig, und diesesmal mit mehr Bewußtseyn verführt. Nun war ihre ganze Sinnlichkeit aufgeregt; sie hatte Geschmack an diesem ungebundnen Leben gewonnen, und ohne auch nur im geringsten etwas Böses zu ahnden, überließ sie sich jenem Offizier, wohnte bei ihm, übersättigte ihn, wurde von ihm verlassen, überlieferte sich ohne Gram einem andern, einem dritten, nahm Geld über Geld ein, ward arm, ward wieder reich, und ging, um ein einigermaßen festes Gehalt zu haben, in ein Freudenhaus — aber ja in ein anständiges, sagte sie zu dem Friseur, der ihr diese Offerte machte. Leichtsinn hatte die Zärtlichkeit für ihren Vater ganz ausgelöscht.

Arme Diana! —

Doch alles dieses ist zu interessant, und Diana spielt noch zu bedeutende Rollen in ihrer neuen

Lage,

Lage, als daß wir dies dem Leser vorenthalten sollten. Es sei hier genug, nur mit Andeutung einiger Züge auf Dianens folgende Schicksale, die ein zweit r Band nachliefern wird, die Erwartung zu spannen. Diana wird wahnsinnig vor Bekümmerniß um ihre Seeligkeit, wird glückliche Gattinn, wird wieder Buhlerinn, dann Gräfinn, und geht als Marketenderinn zu Felde.

Ende des ersten Theils.

10
2
9
Bayerische
Staatsbibliothek
München

1+2 XX VII. 84

I. 86

II. 90

III. 91

Werner Schraml
Buchbinderei
München
Breisacher Str. 8

Siede, Johann Christian,

Die schöne Diana, Berlins erstes öffentliches Mädchen

Bd.: 1. (1794). - 160 S.

Berlin 1794

Rem.IV 2456-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10781656-6
VD18 80032125-001